Die Ritter vom Landsknecht

vom

Marq. von Foudras

und

Xavier von Montépin.

Deutsch

von

H. Bertholdi.

Vierter Theil.

Grimma nud Leipzig,

Druck und Verlag des Verlags=Comptoirs.

1852.

Die Ritter vom Landsknecht.

Vierter Theil.

Monolog und Dialog.

(Das Schlafzimmer des Herrn von Entragues, am Morgen nach der Soirée bei Mirabella. — Es ist zwei Uhr Nachmittags. — Das Bett ist noch nicht gemacht, das Zimmer in Unordnung. — Georg, bleich, erschöpft, sitzt in einem weiten Schlafrock am Kamin. — Er raucht eine Cigarre, deren Ende er von Zeit zu Zeit ärgerlich mit den Zähnen zerbeißt.)

Scene I.

Georg (allein).

Unglück! Unglück! Die Hölle mischt sich darein. Bis heute hatte ich es nur mit Narren und Schurken zu thun, jetzt erscheint der Teufel selbst in Gestalt einer Frau, um meine Pläne zu kreuzen, meine Hoffnungen zu vernichten, mich in dem Augenblick zu ruiniren und zu entehren, wo ich bereits das Ziel erblickte, wo ein großes Vermögen und eine glänzende Stellung mir zu Theil werden sollten ... Diese Vagabondin! Diese

Perdita! Meine Schwester, die wie der Donner zwischen meine Unternehmung fällt, um von mir die Rehabilitation eines Namens, den sie besudelt hat, und ihren Antheil an der Erbschaft zu verlangen, den ich nicht mehr habe! Als ob ich Jemand rehabilitiren oder etwas geben könnte! Bittrer Spott! Fürchterliches und zugleich lächerliches Unglück!

(Er erhebt sich und geht mit allen Zeichen einer heftigen Bewegung im Zimmer umher.)

Von welchen kleinlichen Umständen oft Katastrophen herbeigeführt werden! Hätte der Zufall mich in dieser Nacht nicht an die Seite dieses . . . dieses Geschöpfes geführt . . . hätte ich, anstatt zu ihrer Rechten, zu ihrer Linken gesessen, das Geheimniß wäre entdeckt worden! Alles wäre allmälig an's Licht des Tages gekommen! Vor vierundzwanzig Stunden war Alles verloren: Flucht, Schande, Elend wären meine einzige Zuflucht gewesen! Welches Glück, daß ich diese Gesellschaft besuchte, daß ich mich dieses Petschafts bemächtigen konnte, bevor noch der Liebhaber dieses Mädchens Nachforschungen nach ihrer Familie angestellt hat . . . Aber wird dieses unerhörte Glück, welches mich einmal gerettet hat, mich immer retten? Kann nicht vielleicht morgen, heute, in jedem Augenblick eine neue, diesmal unvermeidliche Gefahr sich erheben? Kann mich nicht irgend ein unvorhergesehener Zufall auf meinem Wege straucheln machen und mich in den Abgrund hinab-

stürzen, an dessen Rande ich so lange hingegangen bin? Was thun, was beschließen? Diese Frau muß ungefährlich gemacht werden . . . der Wirkung ihrer Enthüllungen muß vorgebeugt werden . . . mit einem Worte, sie muß verschwinden . . . und sie wird verschwinden . . . Aber wie? durch welche Mittel?

(Georg setzt sich wieder, stützt den Kopf auf die Marmorplatte des Kamins und läßt seine Cigarre ausgehen. — Man klopft an die Thür.)

Georg (den Kopf erhebend).

Herein!

Scene II.

Georg. Jules von Nodêsmes.

(Jules, im Schlafrock, wie Georg, trägt Beinkleider von weißem Cachemir und türkische Pantoffeln. Er raucht.)

Jules (die Hand Georgs schüttelnd).

Guten Tag, mein Freund.

Georg.

Schon so früh auf, mein lieber Vicomte?

Jules (lachend).

O, seit länger als einer Stunde! Ich habe die alten Gewohnheiten des Landmanns noch nicht ganz abgelegt.

(Er setzt sich.)

Was denken Sie zu unserer Nacht? Was mich anbetrifft, so kann ich nicht läugnen, daß sie einen leb-

haften Eindruck auf mich gemacht hat, der noch nicht verblichen ist.

Georg (mit affectirter Gleichgiltigkeit).

Ich habe so viele ähnliche Nächte verlebt, daß mir diese wie alle übrigen erscheint.

Jules.

Wahrhaftig?

Georg.

Soirée einer galanten Frau, mein lieber Rodès-mes, damit ist Alles gesagt.

Jules.

Aber dieses junge Mädchen, die uns eine so merkwürdige Geschichte erzählt hat, diese Perdita?

Georg (lebhaft).

Wie finden Sie sie?

Jules.

Von strahlender Schönheit! Von einer Schönheit, wie ich sie bis heute noch nicht gesehen, noch nicht einmal gedacht habe.

Georg.

Dichter und Enthusiast! Haben Sie sich etwa in die großen, schwarzen Augen dieser Ex-Straßensängerin verliebt?

Jules.

Sein Sie ohne Sorgen, mein Freund! Von der

Bewunderung bis zur Liebe ist es noch weit; aber ich gestehe es, der Anblick dieser Frau hat mich lebhaft bewegt . . . so schön, so jung und schon so viel gelitten! Welche Erzählung, mein Theurer! Sie hat alle Fibern meiner Seele vibriren gemacht! Welcher edle Charakter! Welches stolze und aufrichtige Herz! Wie ist sie mitten unter den Umgebungen des Lasters und der Ausschweifungen rein und edel geblieben! Armes Weib! Armes Weib!

Georg.

Köstlich! Wie, Sie glauben das wirklich? O, das ist köstlich, mein lieber Nodèsmes! Ich hatte, auf meine Ehre, nicht geglaubt, daß Sie sich in dieser Falle fangen lassen könnten . . .

Jules (verwundert).

Was wollen Sie damit sagen, mein Freund?

Georg (lachend).

Wie, Sie mit Ihrem scharfsichtigen Geiste, mit Ihrem feinen Tact, Sie haben nicht auf den ersten Blick gesehen, daß wir es mit einer Banquistin erster Classe zu thun hatten?

Jules.

Eine Banquistin?

Georg.

Ja! mein Gott! ja! Haben Sie nicht errathen, daß diese wunderbare, übrigens gewandt genug erfun-

bene Geschichte, nichts als ein . . . gestatten Sie mir den Ausdruck . . . nichts als ein Bindfaden ist, eine kleine Roueri, mit welcher dieses Geschöpf bei ihrem Debüt in Paris Effect machen will, um sich zu etabliren. Ein bewegtes Leben, eine bizarre, romantische, abenteuerliche Existenz verleihen einer solchen Frau etwas Excentrisches, das sie in Ruf bringt . . . Sie wissen das noch nicht, und ich schließe daraus, daß Sie, mein lieber Freund, noch mehr Landmann sind, als . . .

Jules.

Aber dieses verlorene Kind?

Georg.

Die Tochter einer Portiersfrau der Straße Coquenard.

Jules.

Aber dieser alte Pole, dieser alte Starost?

Georg.

Reine Erfindung!

Jules.

Aber der Graf von Fly?

Georg.

Eine phantastische Personnage.

Jules.

Aber der Prozeß in München?

Georg.

Irgend eine schlecht umgestaltete Reminiscenz der Gazette des Tribunaux.

Jules.

Und das Petschaft mit dem Wappen?

Georg.

Zu diesem Zwecke expreß bei einem Trödler in der Straße du Temple, oder am Quai des Orfèvres gekauft.

Jules.

Aber diese plötzliche, anhaltende Ohnmacht?

Georg.

Ein letzter Theatercoup, von dem ich mich so wenig anführen ließ, daß ich mich sofort entfernte, wie Sie gesehen haben.

Jules.

Sie glauben also nichts davon?

Georg.

Nur sehr wenig, und am wenigsten an die Manie leichter Frauen, sich für unschuldig, verfolgt und tugendhaft auszugeben! Lassen wir das den Melodramen, mein Freund, und der Leichtgläubigkeit und Moral des Boulevard du Temple!

Jules.

Georg! Georg! Sie entzaubern mich!

Georg.

Das freut mich, mein Theurer! Da ich Sie in Gefahr sehe, der Narr Ihrer Ehrlichkeit zu werden, so fühle ich mich im Gewissen verpflichtet, Ihnen die Augen zu öffnen.

Jules.

Und doch lag im Blicke dieser Frau ein engelhafter Ausdruck von Wahrhaftigkeit, eine einzige Freimüthigkeit in ihren Worten! Intrigue und Lüge haben diesen Ausdruck nicht.

Georg (ironisch).

Sie glauben das? Nun, so sprechen wir nicht mehr davon. Glauben Sie Alles, mein Freund, was Ihnen gefällt. Ich bin gern bereit, Ihnen zuzugeben, daß diese Perdita ein Engel an Tugend, Reinheit und Unschuld ist, trotz dem alten Starosten, dem Studenten Stephan, trotz Sr. Hoheit, dem Prinzen Friedrich, dem würdigen Mosje Amor und trotz endlich dem General Carol, sicher der Gerant der Gesellschaft Perdita und Comp.

Jules.

Sie machen sich über mich lustig, mein lieber Freund, und Sie haben vielleicht recht ... Sprechen wir von etwas Anderem!

Georg.

Gern ... Wollen Sie eine Cigarre? Die Ihrige riecht abscheulich, wenn ich mich nicht sehr irre.

Jules.

Angenommen!

(Er wirft den Rest der seinigen in das Feuer und nimmt die ihm von Georg angebotene an. Man schweigt einen Augenblick. Georg d'Entragues sitzt träumerisch da, und Jules schürt das Feuer.)

Georg.

Apropos! mein lieber Nodèsmes, haben Sie nicht gestern im Spiel verloren?

Jules.

Ja, und ich komme eben, um mit Ihnen von diesem Verluste zu sprechen: ich bin, unter uns, in unangenehmer Verlegenheit.

Georg.

In Verlegenheit . . . weshalb?

Jules.

Ich habe tausend Louis auf Ehrenwort verloren.

Georg.

Nun, ich denke, tausend Louis sind eine Kleinigkeit für Sie, und vorausgesetzt, daß Sie dieselben binnen vierundzwanzig Stunden bezahlen, hat Niemand darüber ein Wort zu verlieren. Wem schulden Sie diese Summe? Ich habe nicht gesehen, an wen Sie dieselbe verloren haben.

Jules.

An den Prinz Krakopoulaf.

Georg.

Ein charmanter Mann, aber ein wenig penibel.. Sie müssen ihn durchaus noch vor Abend bezahlen.

Jules.

Das ist eben die Ursache meiner Verlegenheit. Gestern ist meine Einrichtung vollendet; ich forderte die Rechnungen der Arbeiter, und da ich Schulden hatte zum Entsetzen, so gab ich so viel Geld nach allen Seiten hin aus, daß mein Credit bei den Herren Dellamare und Martin Didier beinahe erschöpft ist; ich habe noch nicht dafür gesorgt, ihn zu erneuern, und bin also heute um die tausend Louis teufelmäßig verlegen.

Georg.

Das ist unangenehm! Sehr unangenehm!

Jules.

Ich hatte ein wenig darauf gerechnet, daß Sie mir diese Summe leihen würden.

Georg (bei Seite).

Der Himmel kommt mir sichtbarlich zu Hülfe. (laut.) Ihnen dies Geld leihen, mein lieber Vicomte? Persönlich bin ich es im Augenblick nicht im Stande, da ich meine Capitalien in Eisenbahnactien angelegt habe, und ich bedarf wenigstens vierundzwanzig Stunden, um sie zu realisiren, aber es wird mir leicht sein, Ihnen diese Summe bei einem Dritten zu verschaffen.

Jules.

Heute?

Georg.

Innerhalb einer Stunde.

Jules.

Und von wem?

Georg.

Von Salomon, dem Juwelier, zu dem ich Sie eines Tages führte. Es ist ein ehrlicher Mann, und wird auf meine Empfehlung nicht mehr als Fünf vom Hundert von Ihnen nehmen.

Jules.

Und was muß ich thun?

Georg.

Ganz einfach zwanzigtausend Francs unterzeichnen, die ich ihm hintragen werde.

(Georg schellt; sein Diener erscheint.)

Georg (zum Diener).

Gehe in das nächste Tabaksbureau und hole vier Stempelbogen, jeden zu fünftausend Francs. Halte Dich nicht auf dem Wege auf.

Der Diener.

Sehr wohl! Herr Graf.

(Er geht.)

Georg.

Erlauben Sie mir, mein lieber Nodèsmes, in

Ihrer Gegenwart meine Toilette zu machen? Wir haben Eile und keine Minute zu verlieren, wenn wir unsern Mann noch vor der Börse sprechen wollen.

Jules.

Bei Gott! Es würde hübsch aussehen, wenn Sie sich vor mir geniren wollten, besonders wenn Sie mir einen Dienst erzeigen!

(Georg kleidet sich an, während Jules ruhig seine Cigarre ausraucht; einige unbedeutende Worte werden zwischen den jungen Leuten gewechselt; der Diener kehrt zurück und legt die Stempelbogen auf den Tisch.)

Jules.

Jetzt, lieber Freund, sagen Sie mir, was ich thun soll.

Georg (nachlässig, seinen Anzug beendigend).

Nun, unterzeichnen Sie!

Jules.

Wo? Wie? Ich bin mit der üblichen Form nicht bekannt. Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich einen Wechsel unterzeichne.

Georg (bei Seite).

Das erste Mal! Armer Junge! Wenn er wüßte! (laut.) Nehmen Sie einen der Bogen, entfalten Sie ihn und legen Sie ihn so vor sich hin, daß Sie querüber schreiben können. Sind Sie so weit?

Jules.

Ja.

Georg.

Gut. Jetzt die sacramentalen Worte: Acceptirt für die Summe von fünftausend Francs, zahlbar in sechs Monaten.

Jules (schreibend).

Es ist geschehen.

Georg.

Unterzeichnen Sie: Vicomte Jules de Nodèsmes, und verfahren Sie mit den übrigen auf gleiche Weise.

Jules.

So . . . das sind also Wechsel? Die Sache macht einen besonderen Eindruck auf mich.

Georg (heiter).

Sie haben, mein Freund, die Jungfräulichkeit der Accepte verloren! Sie haben Geld geschlagen! Sie wechseln Bankbillets gegen gemeine Stempelbogen zu zwei Franken und funfzig Centimen ein. (lachend) Ich habe die Ehre, Sie mit gebührendem Respect zu grüßen, Mr. Garat.

Jules (ebenfalls lachend).

Jetzt kann ich auf meinen Lorbeeren ausruhen? Es giebt nichts mehr zu thun für mich?

Georg.

Verzeihung, mein Freund, eine letzte, unerläßliche Formalität. Nehmen Sie Briefpapier und schreiben Sie, was ich Ihnen dictiren werde.

Jules (sich zum Schreiben bereit machend).

Ich warte.

Georg.

Mein Herr! der Herr Graf von Entragues hat es über sich genommen, Ihnen Wechsel von mir beziehentlich eines Geschäftes zu übergeben, über welches er Ihnen persönlich weitere Mittheilungen machen wird. Rechnen Sie darauf, daß die Wechsel zur Verfallzeit richtig eingelös't werden und empfangen Sie die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung.

Vicomte Jules von Nodêsmes.

Paris, am 1. Febr. 1845."

Jules (die letzten Worte wiederholend).

Am 1. Febr. 1845. Aber wozu diesen Brief?

Georg.

Es ist so Gebrauch. Alle Banquiers und Wechsler halten darauf, irgend einen Beweis dafür zu haben, daß die Wechsel oder Schuldscheine, auf welche sie leihen, ihr gesetzmäßiges Eigenthum sind. Jetzt die Adresse: „An Herrn Salomon David, Negoziant, Straße des bons-Enfants Nr. 3 in Paris." Hier ist eine brennende Kerze, siegeln Sie mit Ihrem Wappen.

Jules.

Ich muß mein Petschaft holen.

(Er geht.)

Scene III.

Georg (allein).

(Georg ergreift den Brief und durchlies't ihn begierig. Sein Gesicht nimmt einen strahlenden und triumphirenden Ausdruck an. Er öffnet seinen Secretair und nimmt die acht Accepte zu siebenhundertfünfundzwanzigtausend Francs heraus, die der Vicomte in der Nacht des Soupers bei Mazagran unterzeichnet hatte.)

Ich bin am Ziele! Sieg! Sieg! Wie klug habe ich diese Angelegenheit geleitet! Wie habe ich diesen Schafkopf geleimt! Verzweifeln wir nicht länger! Das Schicksal hat mich nicht aufgegeben und das Glück lächelt mir noch immer. Gegen mich war Crispin nur ein Pinsel und Mascarille nur ein Schuljurge.

(Er nimmt seinen Hut und seine Handschuhe.)

Scene IV.

Georg. Jules.

Jules (eintretend).

Hier ist Alles, was nöthig. (Er bricht den Brief und siegelt ihn mit seinem Wappen.) Es bleibt mir nun nur noch übrig, Ihnen für die unausgleichliche Verpflichtung zu danken, die Sie mir durch diesen Dienst auferlegt haben.

Georg (ihm die Hand reichend).

Ich gehe jetzt, mein Freund! Kein Wort mehr davon! Die Sache ist in Wahrheit nicht der Mühe

werth. Ich thue für Sie, was Sie unter ähnlichen Umständen für mich thun würden.

(Er nimmt den Brief und die vier neuen Wechsel, die er in seine Brieftasche legt, aber in eine andere Abtheilung derselben, als die alten.)

Erwarten Sie mich hier? Ich hoffe in weniger, als einer Stunde mit Ihrem Gelde zurück zu sein.

Jules.

Ich werde bis zu Ihrer Rückkehr warten.

(Georg nimmt seinen Stock und verläßt das Zimmer.)

Scene V.

Jules, allein.

Welch' liebenswürdiger Freund! was für ein ausgezeichneter Mensch dieser d'Entragues ist. Wie gefällig und ergeben! Und wie einfach er Alles abmacht Meine Zuneigung zu ihm vermehrt sich mit jedem Tage. Ich weiß in Wahrheit nicht, wie ich die tausend Freundlichkeiten ausgleichen soll, mit denen er mich überhäuft. Ich bedaure fast, ihn in einer so vollkommen unhabhängigen Stellung zu sehen. Es würde mich so glücklich machen, im Fall er meiner bedürfte, etwas für ihn thun zu können!

(Er nimmt ein Journal und fängt an zu lesen.)

Scene VI.

(Der Salon des Wucherers Salomon. Es ist kein Feuer in seinem Kamin.)

(Salomon; Bondoux, Gerichtsdiener; ein kleiner buckliger Mensch mit häßlichem, mit kleinen Blüthchen bedecktem Gesicht.)

Salomon.

Sie haben heute Morgen den Obsthändler in der Straße de la Sourdière wegen seines Wechsels von zweihundertundfunfzig Francs arretirt?

Bondoux.

Ich habe ihn aus seinem Bett ausgeräuchert. Seine Frau und seine Kinder winselten erbärmlich... sie sagten, daß sie ohne Brot sein würden.

Salomon.

Um so besser! Er wird bezahlen! Und was die Brut anbetrifft: um so besser, wenn sie krepirt. Wer heißt diesen pfenniglosen Bettlern, Kinder in die Welt zu setzen und ihre Wechsel nicht einlösen?

Bondoux.

Sie haben vollkommen recht, mein Herr.

Salomon.

Und jetzt fassen Sie mir diesen Schuft von einer Künstlercanaille, diesen Clovis Bisbille, wegen des Wechsels von fünfhundert Francs.

Bondoux.

Er versteckt sich.

Salomon.

Finden Sie ihn, das ist Ihre Sache! Hat man jemals einen solchen Spitzbuben gesehen! Ich lasse ihm sein Mobiliar verkaufen und es kommen kaum zweihundert Francs heraus. Ich bin kaum für einen Theil der Kosten gedeckt! Finden Sie ihn, Sapperlot, oder ich entziehe Ihnen meine Aufträge. Ich will mit diesem Narren zum Ende kommen.

Bondoux.

Gut! gut! Ereifern Sie sich nicht, mein lieber Meister. Man wird sein Möglichstes thun, um Sie zufriedenzustellen.

Die Magd Salomons (eintretend).

Der Herr Graf d'Entragues wartet und wünscht sogleich mit Ihnen zu sprechen.

Salomon.

Laß den Herrn Grafen eintreten!

(Zu Bondoux.)

Ohne Adieu, mein Lieber.

(Der Gerichtsdiener geht mit der Selbstzufriedenheit und dem grotesken Wesen, was den Buckligen, und ganz besonders Bondoux eigenthümlich ist.)

Salomon (allein).

Der Graf d'Entragues, spielen wir vorsichtig; ich glaube, er bringt etwas, wobei zu verdienen ist.

Scene VII.

Salomon, Georg d'Entragues.

(Salomon erhebt sich und geht dem Grafen einige Schritte entgegen, der mit triumphirendem Wesen hereintritt.)

Salomon.

Mein Herr Graf, ich habe die Ehre, Sie zu grüßen.

Georg.

Guten Tag, mein lieber Salomon, guten Tag.

Salomon.

Und womit kann ich angenehm sein, oder nützlich dem Herrn Grafen?

Georg (sich setzend).

Vor einigen Tagen, mein lieber Herr, brachte ich Wechsel im Belaufe von siebenmalhunderttausend Fr. und sie verlangten damals von mir einen Brief des Herrn Vicomte Nodèsmes, in dem er Ihnen versichert, diese Papiere freiwillig unterzeichnet zu haben.

Salomon.

So ist's! Und der Herr Graf schienen bewunderungswürdig klar die Motive dieser Handlungsweise zu begreifen.

Georg (nachlässig).

Ich bringe Ihnen heute diesen Brief.

Salomon (erstaunt).

Wahrhaftig? Lassen Sie sehen.

(Georg überreicht ihm den Brief. Salomon betrachtet prüfend die Adresse, öffnet das Siegel und lies't.)

Salomon.

Es ist gut... das Geschäft ist jetzt möglich. Wo sind die Papiere?

Georg (die Wechsel aus seinem Portefeuille nehmend).

Hier.

Salomon (sie einen nach dem andern sorgfältig prüfend)

Alles in Ordnung! Teufel! Was haben Sie da für einen prächtigen Freund, mein Herr Graf!

Georg.

Sind Sie zufriedengestellt?

Salomon.

Ein ehrlicher Mann hält sein Wort: also, mein Herr Graf, erkläre ich mich zufrieden gestellt.

Georg (mit einer lebhaften Bewegung der Freude).

Sie werden mich also sofort in Besitz der alten Besitztitel setzen?

Salomon (kalt).

Nein, Herr Graf, wenigstens nicht heute; aber am Morgen oder Abend des Tages, wo die Wechsel des Herrn von Nodêsmes bezahlt sein werden.

Georg.

Sie werden mir aber doch wenigstens eine Bescheinigung über den Empfang dieser Wechsel ausstellen?

Salomon.

Ebensowenig. Durch einen Empfangsschein würde die Existenz neuer Bürgschaften für dieselbe Schuld

constatirt werden und das könnte zu einem Prozesse führen. Sie wissen, ich liebe das nicht.

Georg.

Sie können doch nicht verlangen, daß ich Ihnen diese Garante und damit noch mehr Waffen gegen mich in die Hände gebe, als Sie bereits haben?

Salomon.

Ich verlange nichts, mein Herr Graf. Wenn es Ihnen nicht klug scheint, mir die Wechsel des Herrn Vicomte zu überlassen, so werde ich sie Ihnen zurückgeben. Sie sind mir vollkommen unnütz. Bemerken Sie wohl, daß dies eine Angelegenheit nicht zu meinem, sondern zu Ihrem Vortheil ist... ich bin durch meinen Hypothekar und durch meine Besitztitel hinreichend gesichert... und ich sage Ihnen, daß ich meines Rechtes so sicher bin, daß ich die Absicht habe, die Papiere heute Abend zu meinem Huissier zu schicken, um die Expropriation gegen Sie zu bewirken.

Georg (wüthend bei Seite).

Er hat mich fest, der infame Halunke. (Laut.) Sie wissen, daß ich eben diese Extremität vermeiden will, machen Sie mir also einen Vorschlag, der unsern beiderseitigen Interessen dient. Teufel! Sie kennen mich!

Salomon.

Hören Sie mich wohl, mein Herr Graf: wir schließen in diesem Augenblick ein Geschäft außerhalb der

gesetzlichen Formen, das nur auf gegenseitiges Vertrauen basirt sein kann. Wenn Sie mir mißtrauen, ist zwischen uns Alles unmöglich; im entgegengesetzten Falle mache ich Ihnen folgenden Vorschlag: ich stelle Ihnen einen Schein aus, in dem ich mich verpflichte, innerhalb der nächsten sechs Monate nichts gegen Sie zu unternehmen.

Georg.

Ich muß wohl! (bei Seite.) Sechs Monate Verzug... es ist fast die Zeit, deren ich bedarf, um mich wieder flott zu machen.

Salomon (nachdem er geschrieben hat).

Hier, mein Herr Graf, der Schein über die zwischen uns eingegangene Verbindlichkeit.

(Er überreicht Georg ein Papier.)

Georg (es, nachdem er es gelesen, in sein Portefeuille steckend).

Sie können sich rühmen, mein lieber Herr, ein sehr dreister Gauner zu sein.

Salomon.

Was wollen Sie, mein Herr Graf; man muß so viel verdienen, als man kann. Wenn ich Ihnen sonst nützlich sein kann, so verfügen Sie ohne Skrupel über mich. Ich bin vorsichtig in Geschäften, aber ich liebe es, gefällig zu sein.

Gehorsamer Diener, mein Herr Graf.

(Georg geht.)

Scene VIII.

Salomon (allein, sich die Hände reibend).

Das nenne ich ein Geschäft! Ich hoffe, daß ich mich artig herausgezogen habe! Das Eine nehmen und das Andere nicht herausgeben, ... das ist das Wahre! Ah! ah! meine Vögelchen, Ihr werdet gerupft; ich, ich sage Euch das! Ich werde Euch Beide verfolgen! Der Graf wird das Ganze bezahlen und der Vicomte wird für die Hälfte aufkommen ... Das ist sicheres Geld! Ein guter Tag! Ich werde mir ein Frühstück bei Champeaux bezahlen! Austern und Burgunder von erster Qualität! Diesen Abend werde ich in eine Loge im Variétés gehen und nach dem Theater ... nach dem Theater ... meiner Treu, man weiß nicht! Ich bin entschlossen, mich zu amüsiren! (Er reibt sich von Neuem die Hände.)

Scene IX.

Georg (über den Boulevard schreitend, um in seine Wohnung zurückzukehren).

Ich bin niederträchtig bestohlen, aber in der Lage, in der ich mich befinde, ist mir das gleich. Außerdem sechs Monate, das ist eine Ewigkeit! Was die zwanzigtausend Francs anbetrifft, deren der Vicomte bedarf, so werde ich sie ruhig aus der Kasse der Ritter vom Landsknecht nehmen.. Sie werden morgen durch den Gewinn des Prinzen Krakopoulof ergänzt werden. Es ist reiner Gewinn!

Scene X.

(Das Schlafzimmer Georgs.)

Georg. Jules.

(Georg, dem Vicomte zwanzig Bankbillet überreichend).

Mein lieber Freund, Alles ist abgemacht: Hier ist Ihr Geld, ich habe ausgezeichnete Bedingungen erhalten.

Jules.

Tausend Dank.

Georg.

Jetzt, mein Theurer, eilen Sie, den Fürsten Krakopoulof zu bezahlen. Ich werde Sie hier erwarten und wenn es Ihnen recht ist, besuchen wir später Ihr neues Quartier. Wenn wollen Sie einziehen?

Jules.

Morgen!

Georg.

Um so schlimmer, denn es war mir zur süßen Gewohnheit geworden, Sie immer bei mir zu haben.

(Jules geht.)

Scene XI.

Georg (allein).

Die erste Schwierigkeit war überwunden... Jetzt bleibt mir nur noch diese Perdita! diese Unglückssängerin, welche der Himmel hierhergeführt hat. Morgen

werde ich mich mit ihr beschäftigen: heute hat die große Perdita gewonnen, thun wir einen entscheidenden Schritt.

(Er setzt sich, nimmt Papier und schreibt.)

„Meine liebe Tante! Dieser Brief wird Ihnen Freude machen, denn er benachrichtigt Sie von der Realisation eines Ihrer Lieblingswünsche. Ich habe reiflich über den weisen Rath nachgedacht, den sie mir gegeben und mich entschlossen, ihn so schnell als möglich zu befolgen. Ich bitte Sie also, die Güte zu haben, in Ihrer Eigenschaft als einzige Verwandte, als meine zweite Mutter, ohne Verzug an Madame de Choisy zu schreiben und sie in meinem Namen um die Hand ihrer Tochter, Mademoiselle Esther, zu bitten.

„Adieu! meine theure Tante; Sie wissen, wie sehr Sie liebt und schätzt Ihr ergebener Neveu

Georg d'Entragues."

(Georg bricht den Brief und schreibt die Adresse.)

„An Madame, die Comtesse Amynthe von Brisjal.
Auf ihrem Schlosse Lussac
bei Granville."

(Seinem Diener schellend, der sogleich eintritt.)

Trage diesen Brief auf die Post.

Der Rath der Zwölf.

Am andern Tage, am 12. Februar, Morgens um die zehnte Stunde, trat in dem Augenblick, wo der Herr von Entragues sich erheben wollte, sein Kammerdiener auf den Zehen in das Schlafzimmer und sagte:

„Der Herr General Baron Carol läßt den Herrn Grafen fragen, ob der Herr Graf die Güte haben wolle, ihn zu empfangen. Ich habe ihm gesagt, der Herr Graf sei noch im Bett, aber der General bestand darauf, empfangen zu werden; er sagte, daß es sich um eine sehr wichtige Angelegenheit handle.“

„Der General Carol!“ sagte Georg, sich an diesen Namen und Alles erinnernd, was sich daran knüpfte. — Das muß der Liebhaber der . . . dieser Sängerin sein. Was zum Teufel kann er von mir wollen?“

Dann fuhr er mit lauter Stimme fort:

„Wo ist der General?“

„Im Salon, mein Herr Graf.“

„Ist dort Feuer im Kamin?“

„Ja, Herr Graf!“

„Mache dem Herrn General meine Entschuldigung, daß ich ihn nicht augenblicklich empfange und bitte ihn, einige Augenblicke zu warten. Ich werde mich sogleich ankleiden und so schnell als möglich bei ihm sein . . . Halt, bringe ihm diese Zeitung, damit ihm die Zeit nicht lang werde. Ist Alles für meine Morgentoilette bereit?“

„Ja, Herr Graf!“

„Es ist gut.“

Der Diener wollte eben das Zimmer verlassen, als ihn Georg zurückrief.

„Weißt Du, ob Herr von Nodésmes noch anwesend ist?“

„Der Herr Vicomte ist seit einer Stunde ungefähr ausgegangen und seine Leute sind eben beschäftigt, seine Sachen in die neue Wohnung zu bringen, es sind bereits mehrere Koffer fort.“

„Sie können jetzt an Ihre Geschäfte gehen.“

Georg sprang aus seinem Bett und kleidete sich, um den General nicht lange warten zu lassen, eilig an. Er nahm sich kaum Zeit, sein Haar zu ordnen und mit nachlässiger Eleganz die Schleifen seiner Cravatte zu stecken.

Und während er mit diesen Einzelnheiten beschäf-

tigt war, murmelte er in jedem Augenblick und in allen Tonarten:

„Was kann er wollen? Was kann er wollen?“

In dem Augenblicke, wo Georg eintrat, schien der General, mit dem Rücken gegen das Kamin gelehnt, von der interessanten Beschäftigung in Anspruch genommen, die Spitzen seiner lackirten Stiefeln zu betrachten.

Auf den ersten Blick erkannte Georg einen der Bewohner des Hauses, den er oft im Hofe gesehen hatte, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern.

Nichts ist gewöhnlicher in Paris, als die Gleichgiltigkeit der Bewohner ein und desselben Hauses gegeneinander und wir könnten in dieser Beziehung wahrhaft curiose Beispiele mittheilen.

Uebrigens machen wir diese Bemerkung nicht vom Standpunkte der Kritik und finden den starren Egoismus der Großstädter weniger unangenehm, als die stets übelwollende Neugierde der Kleinstädter.

„Ich bitte tausend Mal um Verzeihung, mein Herr Graf,“ sagte der General mit einigem Zögern, „mich ohne Ihre Erlaubniß, besonders zu einer so frühen Stunde, bei Ihnen eingefunden zu haben ... Ich habe Sie gestört ...“

„Durchaus nicht, mein Herr Baron,“ unterbrach ihn Georg, seine liebenswürdigsten Manieren annehmend, „ich schätze mich im Gegentheil sehr glücklich, daß irgend ein Umstand mir die Ehre verschafft hat, Sie

bei mir zu empfangen: ein Glück, das, wie ich hoffe, sich erneuern wird."

Georg, so oft er sich auch gefragt hatte, was der General von ihm wolle, hatte doch im Innersten seines Herzens die Ueberzeugung, daß der würdige General mit ihm von Perdita sprechen wolle, und dachte, daß es auf alle Fälle gut sein würde, Sicherheit und Zuversichtlichkeit zu zeigen.

„Ich war dieses freundlichen Empfangs versichert," antwortete der General sich verneigend. ... „Sie vermuthen ohne Zweifel, daß irgend ein Motiv vorhanden sein muß, um mich zu Ihnen zu führen."

„Ich gestehe," antwortete Georg, „daß es mir unmöglich ist, zu errathen ... Ich schmeichle mir, daß der Wunsch, ein gut nachbarliches Verhältniß zwischen uns zu begründen, Sie allein zu einem Schritte veranlaßt hat, bei dem ich Ihnen zuvorgekommen sein würde, hätte ich voraussehen können ..."

„Gewiß ... ich selbst ..." unterbrach ihn, zwischen jedem Worte inne haltend, der Baron Carol, „aber die Wahrheit verpflichtet mich, zu gestehen ... Sie werden mich verstehen, mein Herr Graf!"

Georg, begierig die Ursache des Besuchs des Generals zu erfahren, nahm die Miene eines aufmerksamen Zuhörers an.

„Waren Sie vorgestern bei einer Soirée gegenwärtig, mein Herr Graf?" fuhr der General fort.

„Bei einer Soirée . . .“ wiederholte Georg mit dem Tone eines Mannes, der seine Erinnerungen zu sammeln sucht.

„Gestatten Sie mir, Ihrem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen, die Soirée wurde in der Straße de Provence von einer jungen Dame gegeben, die in gewissen Kreisen Mode ist.“

„Ich erinnere mich jetzt vollkommen,“ sagte Georg lachend; „Sie sprechen von einem lebhaften Landsknecht und einem, auf meine Ehre, ausgesuchtem Souper bei Madame Lucrezia de Santa-Mira, auch Mirabella genannt.“

„So ist es, mein Herr Graf.“

„Bei diesem Souper war auch ein junges Mädchen gegenwärtig, dessen fremder Name Ihnen vielleicht aufgefallen ist . . .“

„Perdita!“ unterbrach ihn Georg, der mit Recht dachte, daß es eine falsche Politik sein würde, hier den Unwissenden zu spielen oder zu zögern.

„Dieselbe.“

„Ein Geschöpf von unübertrefflicher Schönheit und hervorstechendem Geist,“ fügte d'Entragues lebhaft hinzu. „Ich erinnere mich nicht, jemals einer bemerkenswertheren Dame begegnet zu sein, und doch habe ich so manche gesehen.“

Georg glaubte, daß diese Elogen dem General an-

genehm sein würden, und in der That lächelte und erröthete dieser zu gleicher Zeit.

„Ich interessire mich für diese Frau," antwortete der General mit der plumpen Fadheit alter Militairs, welche sich einbilden, in ihrer Jugend Succeß gehabt zu haben, weil sie als Souslieutenants Näherinnen und als Obristen reiche Witwen verführt haben."

Georg verbeugte sich mit feinem Lächeln, das so viel bedeutete, als: ich wußte es.

„Ich interessire mich für diese junge Frau," wiederholte der General, sich anstrengend, seine ein wenig steifen Hüften zu biegen, „und in ihrem Namen habe ich mir die Freiheit genommen, mich Ihnen vorzustellen, mein Herr Graf."

„Bei mir, General! Sie setzen mich in Verwunderung und entzücken mich mehr, als ich sagen kann. Und inwiefern habe ich das Glück ..."

„Am Ende der Soirée, von der wir sprachen, d. h. gegen Tagesanbruch, hatte Perdita in Ihrer Gegenwart einen Zufall, dessen Folgen glücklicher Weise nicht von Bedeutung gewesen sind ... Sie erinnern sich der nervösen Krise, oder vielmehr Ohnmacht, die durch ein zu schnell geleertes Glas Champagner herbeigeführt wurde."

Der Herr von d'Entragues wußte sehr wohl, wie es sich damit verhielt.

„Aber in dem Augenblicke, bevor sie das Bewußtsein verlor,“ fuhr der General fort, „hatte Perdita (sie glaubt sich dessen wenigstens zu erinnern) Ihren Händen ein Kleinod übergeben, dem sie mit Recht oder mit Unrecht eine bedeutende Wichtigkeit beilegt, an dem sie mit abergläubischer Zuversicht hängt: es ist ein in Silber gefaßter Amethyst, auf den ein Wappen gravirt ist! Sie glaubt, daß Sie es aus Unachtsamkeit mit sich genommen, und hat mich beauftragt, es von Ihnen zurück zu erbitten.“

„Wie, dieses Kleinod, wäre verlegt worden!“ rief Georg mit dem Tone lebhaften Bedauerns. „Ich erinnere mich in der That, es in den Händen gehabt zu haben; aber in dem Augenblick, wo diese allerliebste junge Frau das Bewußtsein verlor, beeilte ich mich, das Petschaft auf den Tisch zu legen, um ihr zu Hilfe zu eilen, und ich muß aufrichtig gestehen, daß ich später nicht wieder daran gedacht habe. Ich war zu unruhig und aufgeregt in Folge dieses Ereignisses. Das Petschaft wird ohne Zweifel auf dem Tische liegen geblieben sein und da sein Werth nur sehr unbedeutend ist, sich jedenfalls wiederfinden. Hat man schon bei Madame de Santa-Mira gesucht? Und die Diener gefragt, die bei dem Souper aufgewartet haben? Der meinige war auch dabei; wünschen Sie, daß ich ihn frage, mein Herr Baron?“

Und d'Entragues legte verbindlich die Hand an die Klingelschnur.

„Es ist unnütz, mein Herr Graf. Ihr Kammerdiener hatte sich längst vor dem Ereigniß entfernt und die Nachforschungen bei Madame de Santa-Mira haben leider zu keinem Resultate geführt!"

„Ich bin untröstlich!" rief Georg im Tone des tiefsten Bedauerns.

„Es ist in der That sehr unangenehm und ich weiß wirklich nicht, wie ich der armen Perdita diese Nachricht beibringen soll ... sie wird in Verzweiflung sein." —

Und der General knillte während einiger Sekunden seinen Handschuh, wie Jemand, zwischen den Fingern zusammen, der sich lebhaft getäuscht sieht. Endlich sagte er:

„Ich setze voraus, daß Sie in der Wappenkunde bewandert sind, mein Herr Graf? Aus einer der ältesten Familien des Landes ..."

„Dieser Theil meiner Erziehung ist sehr vernachlässigt worden, General," sagte Georg bescheiden. „Wenn jedoch das Wenige, was ich weiß, Ihnen nützlich sein kann, so soll es mich wahrhaft freuen."

„Erinnern Sie sich vielleicht des Wappens, das auf dem Petschaft eingravirt war? Wenn überhaupt etwas Perdita über den Verlust des Petschaft trösten kann, so möchte es diese Erinnerung sein."

„Ich erinnere mich dieses Wappens sehr wohl," antwortete Georg mit verbindlicher Bereitwilligkeit: „das Schild trägt im himmelblauen Felde ein goldenes, mit Blumen geschmücktes Kreuz."

Diese Antwort Georgs zeigte von außerordentlicher Gewandtheit, denn sie mußte nothwendiger Weise den Nachforschungen Perdita's eine falsche Richtung geben; denn wenn diese, wie dies nicht zu bezweifeln war, einen Genealogen befragte, so war die Entdeckung der Wahrheit nach den von Georg gegebenen Nachweisungen aller Wahrscheinlichkeit nach unmöglich gemacht.

„Sie entziehen mich einer großen Verlegenheit und nehmen eine Centnerlast von meinem Gewissen," antwortete der General. „Ich war in dieser Angelegenheit ein wenig nachlässig gewesen und hätte leicht seit mehreren Tagen Aufschluß über das Wappen haben können, wenn ich es auf die königliche Bibliothek getragen hätte; Sie sagten: im himmelblauen Felde ein goldenes, mit Blumen geschmücktes Kreuz?"

„So ist es ... vollkommen recht, mein Herr Baron ... wünschen Sie vielleicht, daß ich Ihnen meine Erinnerung aufschreibe?"

„Ich danke, mein Herr Graf, es ist unnöthig. Es bleibt mir jetzt nur noch übrig, Ihnen meinen verbindlichsten Dank für Ihre freundliche Aufnahme auszusprechen und Ihnen zu sagen, daß ich mich sehr glücklich und geehrt fühlen werde, wenn Sie die Güte

haben wollen, sich gelegentlich zu erinnern, daß ich die Ehre habe, Ihr nächster Nachbar zu sein."

Und Georg und der General schieden als die besten Freunde von der Welt, der Erstere hatte sich einen Bundesgenossen im feindlichen Lager gemacht.

Etwa eine Stunde nach der Entfernung des Generals bestieg der würdige Beherrscher der Ritter vom Landsknecht seinen Wagen. Wir werden sehen, daß er seinen Tag wohl anzuwenden verstand.

Um zwei Uhr war er in den elyseischen Feldern, wo er mit dem Prinzen Krakopoulof sprach, der sich im Miethwagen mit den Grauschimmeln und dem Kutscher in marmorfarbiger Livree des sehr ehrenwerthen Baron Aymeric Croisée von Croisette, Ritter mehrer Orden u. s. w. brüstete. Der Baron war ebenfalls mit im Wagen.

Um drei Uhr wechselte er mit Lord William Stloobomby und Graf Abel einige Worte, welche, ihre Penetellas zu fünfzig Centimen rauchend, von der Höhe des Perrons des Café Tortoni die Vorübergehenden betrachteten.

Um fünf Uhr traf er in der Passage der Oper den Chevalier d'Astré und den Marquis von Borgues, die sich anschickten, im Café de Paris zu diniren, wohin sie ihr Dienst an diesem Tage rief.

Wenige Augenblicke später ertheilte er Sir John Babibernet und dem Grafen Antoino Miso, die Beide behaglich im Salon des goldenen Hauses placirt waren, vorzüglichen Rath über die Wahl ihrer Braten, ihrer Zwischengerichte und ihrer Weine.

Um sechs Uhr traf er im Café Anglais den Baron Peregode, träumend beim Genusse einer Flasche alten Bourdeaux und mit Wohlgefallen die hübschen Formen seines Körpers zur Schau stellend.

Noch war keine Viertelstunde vergangen, als sich Georg d'Entragues ebenfalls, gegenüber dem Grafen von Sanluces und Sir Edward Nasomby bei den Frères Provencaux niedergelassen hatte, um daselbst einige Dutzend Austern von Marennes, grün wie Smaragde und fett wie gemästete Hühnchen, mit einer reichlichen Libation eines vorzüglichen Sauterne-sur-Salures hinunterzuspülen.

Jedem der Ritter vom Landsknecht hatte Georg, mit sehr unbedeutenden Abweichungen, die Worte zugeflüstert:

„An diesem Abend, in meiner Wohnung, präcis um neun Uhr, außerordentliche Versammlung aller Mitglieder des Ordens! Es handelt sich um einen für die Gesellschaft äußerst wichtigen Gegenstand. Niemand darf ausbleiben.“

Und als die Ritter einigermaaßen verwundert schienen, daß die Versammlung nicht, wie gewöhnlich, bei

Mirabella stattfinden sollte, hatte Georg geantwortet, daß er in seiner Eigenschaft als Dictator das Recht zu haben glaube, für diesen Fall eine nothwendige Ausnahme zu machen.

Zur bestimmten Zeit waren alle Mitglieder des Ordens bei d'Entragues versammelt, der, nach der am Morgen stattgehabten Uebersiedlung des Herrn von Nodèsmes in sein kleines Hotel, allein in seiner Wohnung war.

„Meine Herren," sagte er, die Sitzung eröffnend, „als ich im Laufe des Monats Sie bat, unsere Januarsversammlung am zehnten Februar stattfinden zu lassen, war ich weit entfernt, die eben eingetretenen Umstände vorherzusehen, welche die außerordentliche Versammlung, zu der ich Sie heute berufen habe, zu einer unerläßlichen Nothwendigkeit machen."

Eine lebhafte Bewegung der Neugierde war auf allen Gesichtern deutlich zu lesen.

Georg fuhr sogleich fort:

„Bevor ich Sie jedoch mit gewissen Vorfällen bekannt mache, Vorfälle, die mich beunruhigen und mir im höchsten Grade die Zukunft unserer Gesellschaft zu bedrohen scheinen...."

Ein allgemeiner Eindruck des Schreckens folgte der Bewegung der Neugierde, welche die ersten Worte

Georgs hervorgerufen hatten. Dieser Eindruck entging dem Redner nicht, der sich fortzufahren beeilte:

„Beunruhigen wir uns jedoch nicht, meine Herren; wenn uns Gefahren bedrohen, so sind wir im Stande, ihnen die Spitze zu bieten und ich hoffe, daß wir im Vortheil sein werden. Für den Augenblick bitte ich Sie, ein wenig Geduld und die Güte zu haben, vor allen Dingen der Prüfung unserer finanziellen Situation einige Augenblicke zu gönnen. Ich bin neugierig, zu erfahren, ob die Versprechungen, die ich Ihnen im November an dem Tage gab, wo Sie mich zu Ihrem Dictator ernannten, sich zu realisiren beginnen: gehen wir also jetzt, wenn ich bitten darf, zur Prüfung der Summen über, welche unserer Gesellschaftscasse zufließen sollen.“

Georg wußte sehr wohl, daß das Resultat dieser Prüfung alle Hoffnungen übersteigen und die Bestrebungen einer Opposition Unzufriedener, wenn überhaupt eine solche vorhanden war, unmöglich machen würde.

Der Prinz Krakopoulof allein brachte der Gesellschaftskasse fünfundzwanzig Bankbillets zu, denn außer den zwanzigtausend Francs von Jules von Nodèsmes, hatte er im Laufe des Monats in den Salons der bessern Gesellschaft einige kleine Glücksfälle im Landsknecht gehabt.

Der Baron von Croisette, Lord Stloobomby und die Uebrigen, brachten zweiunddreißigtausend Francs.

Georg d'Entragues endlich zog aus verschiedenen Taschen zwanzig Goldrollen, jede zu tausend Francs, und legte sie auf den Tisch, um welchen die Gesellschaft saß.

Diese drei Einnahmesummen ergaben den Totalbetrag von fünfundsiebzigtausend Francs! Das war ungeheuer!

Es ist unerläßlich zu erklären, wie Georg d'Entragues, der seit langer Zeit keine Karte berührt hatte, der Gesellschaftscasse eine so bedeutende Summe zubringen konnte.

Man erinnert sich vielleicht, daß Georg in seiner Eigenschaft als Rendant, ungefähr sechszigtausend Francs in Verwahrung hatte, rücksichtlich welcher man ihn einen Credit von vierzigtausend Francs eröffnet hatte.

Aber mit Einschluß der zwanzigtausend Francs, die er dem Vicomte von Nodèsmes, als von Salomon kommend, übergeben, der Kosten der Reise in die Normandie, der Vorschüsse an Mazagran, des Ankaufs des Reisewagens und der Einrichtung in der Straße Saint-Lazare (auf welche er überhaupt nur ein Aufgeld gegeben), hatte Georg gerade erst die Summe von vierzigtausend Francs verbraucht.

Es blieben also noch vierundzwanzigtausend Francs in der Casse.

Von diesem Gelde nahm Georg das, was er der Gesellschaft zubrachte, wohl wissend, daß man nicht die

sofortige Aufweisung des Gesellschaftsvermögens von ihm fordern würde.

Er wollte seinen Collegen Sand in die Augen streuen, was ihm fast ohne Mühe gelang.

„Ungeheuer! Ungeheuer!“ rief vor allen Andern der Baron von Croisette, welcher sich so über seine Prophezeihungen der Vortheile der Dictatur Georgs gerechtfertigt sah.

„Undenkbar!“ sagte Lord Stloobomby.

„Bewunderungswürdig!“ bemerkte Antonio Miso.

„Fabelhaft!“ wiederholte Sir Eduard Nasomby, immer noch seiner Echorolle getreu.

„Ich wußte wohl, daß es so kommen würde, ich,“ sagte der Baron Aymeric Croisé von Croisette, mit dem Finger auf seine Dose klopfend und mit dem pfiffigen Aussehen mancher Greise, die alle zufälligen Ereignisse von ihrer Erfahrung vorausgesehen betrachtet wissen wollen.

„Wir haben niemals daran gezweifelt,“ schrien Alle im Chor. — Wir kennen seine Talente! — Seine Fähigkeiten! — Sein Genie! — Seine Beharrlichkeit! — Seine Rechtschaffenheit. — Ah! wir lassen ihm Alle Gerechtigkeit widerfahren, unserm vorzüglichen Freunde, unserm Meister und Herrn! — Als er die Dictatur verlangte, waren wir nicht Alle bereit, ihm zu vertrauen? — Ohne Opposition! — Ohne Zögern! — Einstimmig! — Von ganzem Herzen! — Jeder von

uns betrachtete ihn als allein befähigt, die Gesellschaft zu leiten und zu dem gedeihlichen Zustande zu bringen, den sie erreicht hat."

Und zum Worte die That fügend, umringte man d'Entragues, schüttelte ihm die Hände, umarmte ihn und betrachtete mit verliebten Blicken die kostbaren Lumpen und das glänzende Metall, das in malerischer Unordnung auf dem Tische umherlag.

„Sie sehen, meine Herren," sagte Georg, als die Ruhe allmälig wiederhergestellt war, „daß ich aufrichtig gegen Sie gehandelt habe: . . . die Karten auf dem Tisch. Sie haben mich mit unbeschränkter Autorität bekleidet, Sie haben mich ohne Controle schalten lassen und sehen jetzt, daß ich das Vertrauen verdiene, mit dem Sie mich beehren."

„Ja! Ja! — Es ist wahr! — Bravo!" rief man, in die Hände klatschend, von allen Seiten.

„Haben Sie, Prinz Krakopoulof, jemals tausend Louis gewonnen und den Gewinn innerhalb der hergebrachten vierundzwanzig Stunden ohne Streit einziehen können?"

„Niemals, mein lieber Graf, und ich mache mir eine Pflicht daraus, dies einzugestehen!"

„Ich war es," fuhr Georg fort, „der diesen jungen und unklugen Vogel in unsere Netze gelockt hat, dessen beste Federn wir noch nicht ausgerupft haben.... Seien Sie versichert, ich werde Ihnen noch Andere zu-

führen, wenn Sie mich in der Stellung belassen, zu der Sie mich erhoben haben.“

„Wer denkt daran, Sie derselben zu entheben?“ fragten mehrere Stimmen, unter welchen man deutlich die des Grafen Croisette, Ritter mehrer Orden u. s. w. unterschied.

„Diese Anerkennung,“ fuhr Georg fort, „giebt mir den Muth, Ihnen zu sagen, daß mir die Fortdauer der Macht in meinen Händen und der unbedingte Gehorsam von Ihrer Seite für das Interesse unserer Verbindung nothwendig zu sein scheint.“

„Aber das ist ja bewilligt! im Voraus bewilligt!“

„Ich beginne mit der Vertheilung von zweitausend Francs an Jeden von Ihnen und ziehe die übrigen funfzigtausend Francs für die Gesellschaftscasse ein, welche den mit jedem Tage ansehnlicher werdenden Schatz des Ordens, um diese artige Summe vergrößern werden. Ich hoffe, meine Herren,“ fügte Georg mit seiner Ironie hinzu, „daß dieser Akt meiner Verwaltung Ihre Billigung finden wird.“

„Ja! Ja!“

„Nachdem für heute wenigstens die Kostenangelegenheiten beseitigt, gehe ich jetzt ohne Einleitung zu dem über, was ich Ihnen rücksichtlich der Gefahr mitgetheilt, die unsere Existenz als Gesellschaft und unsern guten Ruf als Individuen bedroht.“

Die Züge der Mitglieder, vor wenigen Augen-

blicken durch die Vertheilung der Gelder freudig aufgeklärt, nahmen sogleich wieder den Ausdruck unruhiger Neugierde an, den sie im Beginn der Sitzung gehabt hatten.

„Meine Herren,“ fuhr Georg mit bewegter, aber fester Stimme fort, es ist Jemand in den Besitz unseres Geheimnisses gelangt, und ein einziges Wort von ihm kann uns rettungslos verderben.“

„Wer ist das?“ fragte mit lebhafter Aengstlichkeit der Baron Croisette.

„Eine Frau, oder vielmehr ein Dämon . . . Es fehlt mir an Zeit, Ihnen jetzt das geheimnißvolle Zusammentreffen von Umständen mitzutheilen, wodurch diese Entdeckung herbeigeführt worden ist . . . es ist hinreichend für Sie, zu erfahren, daß diese höllische Creatur Alles, oder fast Alles weiß und daß, wenn wir nicht die energischsten und durchgreifendsten Maßregeln ergreifen, wir ohne Rettung verloren sind.“

„Ihren Namen! Ihren Namen!“ riefen alle Ritter, in wahrhaft angstvoller Bestürzung.

„Perdita!“

„Perdita!“ wiederholten mehrere Stimmen mit Verwunderung und Staunen, „wie ist das möglich? Und weshalb sollte sie uns verrathen?“

„Ich weiß nicht, weshalb sie das sollte, aber die Thatsache ist nichtsdestoweniger gewiß. Ich würde in

einer so ernsten Sache nicht ohne die zuverlässigsten Beweise vorgeschritten sein.“

„Aber was thun?“ fragten einige Ritter; „denn wir können nicht unter dem Gewicht dieser furchtbaren Drohung bleiben?“

„Es ist nothwendig,“ antwortete Georg mit ruhiger Kälte, „es ist nothwendig, daß diese Frau verschwinde.“

Ein Ausruf des Entsetzens durchlief die Versammlung und bedeutete Georg, daß er zu schnell mit der Mittheilung seiner innersten Gedanken hervorgetreten und so beeilte er sich, mit einem Lächeln hinzuzufügen:

„Ruhig! Ruhig! meine Herren, es handelt sich hier nicht um Blutvergießen, vielleicht nicht einmal um Anwendung großer Gewalt, und ich habe keineswegs die Absicht, von Ihnen die Verübung eines Verbrechens zu verlangen . . . es handelt sich hier nur um eine ganz friedliche Entführung und eine längere oder kürzere Absperrung.“

„Die Sequestration führt geradewegs vor die Assisen, mein lieber Graf,“ bemerkte sanft der Graf von Croisette, der in seiner Eigenschaft als ausgedienter Halunke im Strafrecht hinreichend bewandert war, um stets zu wissen, wohin ein Vergehen führen konnte.

„Ich weiß das so gut, als Sie, mein lieber Baron; aber um vor die Assisen zu kommen, wie Sie sehr richtig bemerken, bedarf es der Anklage und der

Beweise, die man beide vollkommen vermeiden kann. In dieser Hinsicht bitte ich mir die Sorge der Leitung und glücklichen Erledigung dieser Sache zu überlassen: ich fordere von Ihnen nichts, als mir Unterstützung und Beistand zu gewähren, wenn ich genöthigt sein sollte, beides zu verlangen.“

„Eine Entführung! In Paris! Im Jahre 1845!“ sagte jetzt der Prinz Krakopoulof, „das scheint mir unmöglich, und . . .“

„Nichts ist unmöglich,“ unterbrach ihn lebhaft und trocken Georg d'Entragues; „nichts ist unmöglich, wenn man das auszuführen wagt, was man zu wollen gewagt hat: der Unternehmungsgeist beruht auf diesem Axiom... Uebrigens wird sich Ihre Theilnahme an dieser Sache auf eine rein passive Rolle beschränken und wenn es irgend möglich ist, so werde ich Alles thun, um Sie ohne Ihre Mitwirkung zu retten . . . Ich fürchte mich nicht, mich bloszustellen, wenn es sich um das Wohl unser Aller handelt,“ fügte Georg mit dem bewunderungswürdig gespielten Ausdruck eines, ein wenig empfindlichen oder leicht gekränkten Muthes hinzu.

„Was also thun?“ fragte Einer; „man darf sich nicht Fremden anvertrauen.“

„Ich weiß es noch nicht. Ich bedarf, als Werkzeuge, zwei oder drei Menschen, die Alles zu gewinnen und Nichts zu verlieren haben; Menschen, die, um ei-

nige Goldstücke zu gewinnen, die Zuchtpolizei, d. h. das Gefängniß, die Assisen, das Bagno und das Schaffot riskiren! Weiß Jemand unter Ihnen, wo ich Leute dieser Art finden kann?“

Die Ritter sahen sich einander fragend an, aber keiner sagte ein Wort.

„Die Zeit verrinnt; die Ereignisse sind auf dem Punkte angelangt, wo das Küchelchen im Eie pickt, bereit, die zerbrechliche Schale zu zerbrechen, die es umhüllt,“ sagte Georg, seine hilfesuchenden Blicke von Einem zum Andern sendend. „Wenn Jemand von Ihnen mich durch eine solche Nachweisung unterstützen kann und es nicht thut, so schadet er sich selbst.“

„Ich glaube, daß ich den Mann kenne, dessen Sie bedürfen,“ sagte der Graf Abel, dessen Wangen sich bei diesen Worten mit leichter Röthe bedeckten.

„Wahrhaftig?“ rief Georg, „und darf man wissen, wer es ist?“

„Gewiß, obwohl ich genöthigt bin, bei dieser Gelegenheit einen Punkt meines Privatlebens zu berühren, den ich sonst mit Stillschweigen übergangen haben würde . . . aber das allgemeine Interesse bestimmt mich zu diesem Opfer meiner Eigenliebe . . . außerdem, kann man sich unter Freunden nicht Alles sagen?“

Ein freudiger Zuruf antwortete dem Grafen Abel.

„Es sind ungefähr zwei Jahre und einige Monate her,“ begann er sogleich, „als ich mich in dringender

Geldverlegenheit befand. Kein Wucherer wollte meine Unterschrift, die ich vielleicht ein wenig gemißbraucht, honoriren und so war ich gezwungen, zu folgendem Mittel meine Zuflucht zu nehmen. Ich ging zu einem der ersten Juweliers des Boulevard der Italiener und entnahm hier, mich für einen russischen Fürsten, acht oder zehnmal Millionair ausgebend, ohne große Schwierigkeit für etwa zwölftausend Francs Schmucksachen, die ich unter der, übrigens von mir selbst vorgeschlagenen, Bedingung einsteckte, mich von einem der Commis in meine Wohnung begleiten zu lassen. Wir langten Beide in meiner Wohnung, einem allerliebsten Halbgeschoß, den ich damals bewohnte, an. Ich hatte die Schmucksachen in der Tasche und bat den Commis, im Salon zu warten, bis ich die zwölftausend Francs aus meinem Schlafzimmer geholt haben würde. Aber da ich diese zwölftausend Francs nicht besaß, so hielt ich es für bequemer, mein Haus durch die Hinterthür zu verlassen. Am andern Morgen, in einem andern Stadtviertel etablirt, versuchte ich, meine Schmucksachen zu verkaufen. Aber der Goldschmied war so kleinlich gewesen, Klage zu führen, und alle seine Collegen waren so wohl unterrichtet, daß ich im ersten Laden, wo ich erschien, verhaftet wurde. Der Gerichtshof, der kein Ohr für meine Vertheidigungsgründe hatte, verurtheilte mich niederträchtiger Weise zu einigen Monaten Gefängniß, die ich in Sainte-Pélagie abbüßen mußte

Ich wurde daselbst mit einem gewissen Flibustier, mit dem malerischen Spitznamen Rosolio, bekannt, und diese Bekanntschaft setzte sich nach unserer Freilassung fort. Wenn ich mich nicht sehr täusche, so ist dieser Rosolio der Mann, dessen unser sehr ehrenwerther Präsident für die Ausführung seines Unternehmens bedarf. Rosolio ist nicht geradezu ein Schuft zum Hängen: er kennt dafür die Gesetze zu gut; er ist der wahre Bohemien von Paris, ein glückliches Seitenstück des italienischen Rossfiano, des Londoner Börsenabschneiders und des spanischen Ratero. Ich füge noch hinzu, daß er mit Allem in Verbindung steht, was unser Babel an Verkäufern von Contremarken, Schwefelholzhändlern, Sicherheitskettenverkäufern und Schlagaufmachern auf den Haltplätzen der Fiacres besitzt. Ich bin überzeugt, daß er Ihnen im Handumdrehen die Beute verschafft, deren Sie bedürfen . . . ich erwarte Ihren Befehl, um ihn aufzusuchen."

„Im Namen der Gesellschaft sage ich dem ehrenwerthen Graf Abel meinen verbindlichsten Dank und nehme persönlich das eben gemachte Anerbieten an."

„Bravo! Bravo!" riefen alle Mitglieder des Ordens.

„Wenn können Sie mich mit diesem Rosolio in Verbindung setzen?" fragte d'Entragues.

„Sobald Sie wollen: wenn Sie es wünschen, will ich ihn noch diesen Abend zu Ihnen führen."

„Hierher? Zu mir? Was denken Sie? Die Sicherheit unser Aller hängt davon ab, daß mich Niemand unter meinem wahren Namen kennt und Niemand weiß, wo ich wohne. Führen Sie mich lieber in seine Wohnung, wenn er eine hat."

„Ganz nach Ihrem Wunsche."

„Meine Herren, die Sitzung ist geschlossen!" sagte Georg; „da es jedoch möglich ist, daß die Schritte des heutigen Abends eine Versammlung nothwendig machen könnte, so lade ich Sie für morgen Abend neun Uhr ebenfalls wieder zu mir ein."

Die Ritter trennten sich.

Einige Minuten später, d. h. gegen zehn Uhr, verließen der Graf Abel und Georg des Letzteren Wohnung, um sich zu dem Ehrenmanne zu begeben, den der Graf Abel Rosolio genannt hatte.

Rosolio.

„Ach, mein lieber Freund,“ sagte d'Entragues zum Grafen Abel, seinen Ueberrock von weißem Alpaga bis an das Kinn hinauf zuknöpfend, „wie zum Teufel sind Sie mit einem Kerl von der Race Rosolio's in Verbindung geblieben? Ich glaube Sie, ohne eine Indiscretion zu begehen, darnach fragen zu können, denn wie Sie uns vorhin shr richtig bemerkten, kann man sich unter Freunden alles sagen: ich bemerke jedoch, daß, wenn Sie auch nur den geringsten Widerwillen haben, mir zu antworten, Sie vollkommen zum Schweigen berechtigt sind, da ich nicht mehr Ihr Dictator, sondern jetzt nur ganz einfacher Landsknechtritter bin, wie Sie!“

„Sie sind einer von den Männern, denen man nichts verbirgt, mein lieber d'Entragues, weil man voraussetzt, daß Sie über kurz oder lang dennoch dahinter kommen,“ antwortete der Graf Abel; „auch bin ich

bereit, Ihre Neugierde zu befriedigen, wenn Sie mir versprechen, das, was ich Ihnen anvertrauen werde, mit dem Schleier des tiefsten Geheimnisses zu bedecken."

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich kein Wort unserer Unterhaltung einem Dritten mittheilen werde."

„Auch nicht unseren ehrenwerthen Collegen, den Rittern vom Landsknecht?"

„Ihnen so wenig, wie jedem Andern . . . für mich bedeutet Niemand die ganze Welt . . . Sie können ganz ruhig sein."

„Ich bin es und beginne."

„Brennen wir zuerst unsere Cigarren an, nehmen Sie dann meinen Arm und sprechen wir im Gehen."

Die Cigarren wurden an der rauchigen Laterne eines Tabaks-Büreaus der Straße Saint-Lazare angezündet und die beiden Herren machten sich dann auf den Weg.

„Ich verdiene Geld, mein lieber Graf . . ." sagte Abel, seinen Arm unter den Georg d'Entragues schiebend.

„Und auf ehrenwerthe Weise . . . das muß ich sagen!" unterbrach ihn Georg lachend, „denn Sie schlagen die Volte, bringen gezeichnete Karten unter die richtigen Spiele der Gesellschaften und dies Alles mit einer untadelhaften Gewandtheit und bewunderungswürdigen Leichtigkeit."

„Sie schmeicheln mir!" antwortete der Graf Abel,

innerlich sehr zufrieden über diese ein wenig spöttischen Lobeserhebungen seines Begleiters.

„Nicht im Geringsten . . . was ich Ihnen gesagt habe, ist meine aufrichtige Ueberzeugung.“

„Obgleich ich Geld gewinne, wie ich eben sagte, werden Sie doch, mein lieber Graf, wahrscheinlich bemerkt haben, daß ich, seit der achtzehn Monate, wo wir uns kennen, meine Ausgaben, welcher Art sie auch sein mögen, mit der größten Sparsamkeit beschränke.“

„Ohne Zweifel! Ohne Zweifel!“ antwortete Georg mit größerer Höflichkeit als Aufrichtigkeit, denn er hatte niemals auch nicht im Geringsten, auf die mehr oder weniger sparsamen Gewohnheiten seines Gefährten geachtet. „Aber, um gerade heraus zu sprechen, so begreife ich nicht, weshalb Sie sich zu dieser strengen Sparsamkeit verdammen?“

„Meine Sparsamkeit geht noch viel weiter, als Sie sich denken können. Ich versage mir Alles, die nothwendigsten Dinge, einen Wagen, eine Loge, eine Maitresse . . . Sie werden niemals errathen weshalb.“

„Sprechen Sie also von der Leber, um weniger Zeit zu verlieren, mein lieber Freund.“

„Weil ich reich werden will, sehr reich und in der möglichst kürzesten Zeit.“

„Und zu diesem Zwecke häufen Sie Alles zusammen?“

„Ich thue noch etwas Besseres,“ antwortete der Graf mit leiser Stimme.

„Ah! Ich bin neugierig, Ihre Einnahme kennen zu lernen, um vielleicht im Falle der Noth davon Gebrauch zu machen.“

„Es ist das einfachste Ding von der Welt ... Ich verwerthe meine Fonds!“

„In Eisenbahnactien ohne Zweifel? Es ist hübsch, Euer Mittel! ...“

„Ach! verschonen Sie mich doch mit Eisenbahnactien! Sie sind gut für die Schafsköpfe, welche sie kaufen, und für die Deputirten, denen man sie giebt... Ich habe einen Strohmann, dem ich mein Geld anvertraue und der es zu meinem Vortheil umsetzt.“

„Wie?“

„Im Handel, mein lieber Graf.“

„Im Handel? Gehen Sie doch!“

„Auf mein Ehrenwort.“

„Und wieviel verdienen Sie dabei? ... Lassen Sie sehen, aber ohne Aufschneiderei, es wäre verlorene Mühe.“

„Ich habe dabei einen Gewinn von etwas, wie dreihundertfunfzig bis vierhundert Procent.“

„Welche Tollheit!“

„Wofür halten Sie mich?“

„Ich habe Ihnen die reine Wahrheit gesagt und werde sie Ihnen beweisen, wenn Sie wollen.“

„Dreihundertundfunfzig Procent für das Jahr…“

„Nicht für das Jahr,“ unterbrach ihn der Graf Abel, „nein, für den Monat.“

„Für den Monat? Teufel! das nenne ich, sich mit einem anständigen Gewinn begnügen!“

„Es lohnt der Mühe, nicht so?“

„Ich glaube es, Teufel! Und was für ein einträglicher Handel ist das?“ fragte Georg.

„Der Ankauf von Leihhaus=Pfandscheinen; die Einlösung und Erneuerung von solchen, deren Pfänder aus Geldmangel zur Bezahlung des Capitals und der Zinsen verkauft werden sollen; das Darleihen auf Unterpfand an schüchterne Personen, die in Ermangelung der nothwendigen Papiere nicht selbst auf das Leihhaus gehen wollen; und endlich der Wucher, bei dem innerhalb acht Tagen Hundert für Hundert gewonnen werden, d. h. viertausendachthundert Procente auf ein Jahr. Außerdem werden diese Geschäfte nur dann gemacht, wenn der Leihende ganz sicher ist.“

„Ist das Alles Ihr Ernst?“ fragte Georg, fast erschrocken über dieses ungeheure Vertrauen.

„Um Ihre Neugierde zu befriedigen, werde ich die Maschine vor Ihren Augen spielen lassen, wenn es Ihnen sonst Vergnügen machen kann. Ich habe Ihnen ja bereis gesagt, daß ich für Alles mit Beweisen versehen bin.“

„Und die Zuchtpolizei? Es scheint mir, daß sie

auf diese Art von Geschäften wohl ihr Augenmerk richten dürfte."

„Bah! wenn man nicht ganz und gar ein Schwachkopf ist, so hat man tausend Mittel und Auswege, weiß wie Schnee zu bleiben und sogar beim Commissair seines Viertels gut angeschrieben zu stehen."

„Dann ist also Rosolio Ihr Strohmann? Nachdem, was Sie mir über ihn mitgetheilt haben, scheint mir das ziemlich gefährlich!"

„Rosolio mein Vertrauensmann? Durchaus nicht!"

„Aber ich glaubte, daß Sie mir alle diese übrigens sehr seltsamen Details, nur deshab mitgetheilt haben, um mich über die Art Ihrer Verbindung mit ihm aufzuklären?"

„So ist es; aber gedulden Sie sich noch ein wenig, denn ich liebe es, methodisch zu verfahren. Sie haben gewiß auf den Boulevards und auf den frequentesten Brücken die Industriellen bemerkt, welche Sicherheitsketten oder Bambus (aus dem Gehölz von Boulogne) zum Verkaufe ausbieten?"

„Ohne Zweifel aber sich niemals an mich gewendet; mein Gesicht hat ihnen wahrscheinlich kein Vertrauen eingeflößt."

„Nun hat Jeder dieser Industriellen," fuhr der Graf Abel fort, „einen oder mehrere Zugreifer, gewöhnlich „Scharfmacher" genannt, deren Aufgabe darin besteht, die Menge anzulocken, indem sie mit wahrer

Wuth Sicherheitsketten oder Bambus zu kaufen scheinen, und sich dann mit lautem Geschrei über den ausgezeichneten Geschmack, über die Vorzüglichkeit ihrer Einkäufe auszulassen."

„Das ist sonderbar genug, aber ich habe es niemals gesehen...."

„Es ist eben die Rolle eines solchen „Scharfmachers", welche Rosolio bei der lucrativen Industrie meines Strohmannes spielt."

„Ach! ich fange an, zu begreifen."

„Seine Functionen bestehen darin, in den kleinen Theatern, den schlechten Restaurationen, Spielhäusern und Schenken umherzulaufen, wo die bedürftige und unvorsichtige Menge zusammenströmt. Hier treibt er die geldbedürftigen Dummköpfe auf und treibt sie in's Netz meines Strohmanns; ich habe ihn zuweilen in der Ausübung dieses Berufs beobachtet und bin erstaunt gewesen über die Menge zahlloser Hilfsmittel seines Geistes. Es ist besonders eins, welches ihm niemals fehlschlägt: er behauptet, seine Taschen voll alter Pfandscheine zu haben, welche er sofort in dem von mir mit Geldmitteln versehenen Geschäft gegen neue, schöne Thaler umsetzen werde ... dafür ist Rosolio mit einem Zehntheil am Gewinne jedes Monats betheiligt."

„Aber wissen Sie, mein lieber Freund," unterbrach Georg d'Entragues, dessen vorübergehender Schrecken zugleich verschwunden war; „aber wissen Sie, mein

lieber Freund, daß mir dies Alles außerordentlich gut combinirt scheint, und daß ich mich jetzt nicht mehr über den ungeheuren Gewinn wundere, von dem Sie mir soeben erzählten?“

„Es ist Thatsache,“ antwortete der Graf Abel, einen Anstrich von Bescheidenheit affectirend, „daß das Geschäft mir einen bewunderungswürdigen Ertrag abwirft.“

„Sie sind ein gewandter Mann; empfangen Sie mein aufrichtiges Compliment.“

„Das ist noch nicht Alles,“ antwortete der Graf, in seinem Ergusse fortfahrend; „mein Rosolio besitzt noch eine Menge anderer kleiner, kostbarer, gesellschaftlicher Talente: er spielt zum Beispiel ganz ausgezeichnet Billard und ist so gewandt, sein Spiel zu verbergen, daß er fast täglich von irgend einem naiven Maulaffen Geld auf Ehrenwort gewinnt, das dieser nicht gleich zu bezahlen weiß. Rosolio bemächtigt sich seiner, führt ihn in das vorher genannte Etablissement und läßt ihn hier Alles, was er von Werth bei und an sich hat, niederlegen, um es ihm erst nach Deckung seiner Spielschuld, nicht ohne gehörige Interessen, zurückzugeben. Aber wir sind an Ort und Stelle, denn es ist hier, wo Rosolio gewöhnlich wohnt.“

In dem Augenblicke, wo der Graf Abel diese Worte aussprach, befanden sich die beiden jungen Leute gerade in der Mitte der Straße d'Amboise, einer kur-

zen Straße, die, wie jeder weiß, sich auf der einen Seite bis zur Opera-Comique und auf der anderen bis zur Mündung der Straße Richelieu erstreckt.

Sie blieben vor einem Hause von ziemlich hübschem Aeußeren stehen und ließen den Klopfer an einem weiten Thorwege mit ziemlicher Heftigkeit spielen.

„Zu wem wollen die Herren?“ fragte der Portier, nachdem er die Schnur gezogen.

„Zu Herrn Rosolio,“ antwortete der Graf Abel. „Wissen Sie, ob er anwesend ist?“

„Ich kann Ihnen darauf nicht mit Sicherheit antworten, denn er geht und kommt ohne Unterlaß. Weißt Du, Frau,“ fuhr er, sich in das Innere wendend, fort, „ob Herr Rosolio anwesend ist?“

„Ich weiß es nicht, Alter; aber man wird es erfahren, wenn man hinaufsteigt. Wenn er ausgegangen ist, wird Jemand anwesend sein, um zu antworten. Sehen Sie selbst, meine Herren.“

„Gehen wir!“ sagte der Graf Abel; „es ist ein wenig hoch, aber wir sind gut auf den Füßen.“

Und die beiden jungen Männer stiegen eine ziemlich gut gehaltene Treppe hinauf, deren Stufen roth gebeizt und gebohnt waren.

So stiegen sie fünf Etagen hinauf.

Vom vierten Stock an wurde die Treppe sichtlich schmäler und war nicht mehr gebeizt und gebohnt.

Das fünfte Stock bildete einen langen Corridor,

kaum durch die zitternde Flamme einer schmutzigen und stinkenden Lampe erhellt.

Mehrere Thüren öffneten sich auf diesem Corridor und jede derselben trug eine Nummer.

Nachdem er einige Zeit in der Finsterniß gesucht hatte, entdeckte der Graf Abel endlich Nr. 6 und klingelte dann.

Man hörte drinnen das Geräusch wie vom Oeffnen und Schließen einer Thür und eine Frauenstimme fragte, ohne zu öffnen:

„Wer ist da?"

„Ein Freund!" antwortete der Graf Abel.

„Freund wovon?" fragte die Stimme.

„Nun, Freund des Mondes!" antwortete der Graf Abel.

Auf diese Antwort, die ohne Zweifel ein Paßwort war, wurde die Thür geöffnet und die beiden jungen Männer konnten in eine Art sehr kleinen Vorzimmers eintreten.

Sie trafen daselbst ein sehr hübsches Geschöpf von drei- oder vierundzwanzig Jahren, mit herausforderndem und verführerischem Wesen, deren vollständiges Negligée sich sehr unvollkommen unter einem Mäntelchen von himmelblauem Sammet versteckte, das sie in aller Eile über Brust und Schultern geworfen, die, nach dem zu urtheilen, was davon sichtbar war, ausgezeichnet sein mußte.

Diese Frau lächelte dem Grafen Abel vertraulich zu und warf d'Entragues feurige Blicke zu.

„Guten Tag, Goblotte," sagte der Graf Abel, diese Worte mit einer Pantomime aus dem goldenen Zeitalter begleitend.

„Guten Abend, wollen Sie sagen, mein Schatz, denn es ist bereits ziemlich spät . . . Apropos! Was kann Sie zu einer solchen Stunde hierher führen?"

„Ich habe mit Hamilkar zu sprechen . . . ist er anwesend?"

Hamilkar war der Urname Rosolio's.

„Sie wissen ja, daß er zwischen acht Uhr und Mitternacht niemals hier anwesend ist," antwortete das hübsche Mädchen, „aber ich kann Ihnen sagen, wo Sie ihn sicher antreffen werden."

„Sagen Sie schnell, Goblotte; erstens sind wir sehr eilig und dann glaube ich, daß wir Sie ein wenig gestört haben."

„Ah, bah! Sie werden Hamilkar nicht weit von hier, im Café zum großen Balcon finden."

„Schön Dank, mein Kind!"

„Zu Ihren Diensten," antwortete sie mit einem Lächeln, das, die schönsten Zähne von der Welt zeigend, noch eine weitere Bedeutung zu haben schien.

„Ist dieses allerliebste Geschöpf die Maitresse Rosolio's?" fragte Georg, während Beide die Treppe hinabstiegen.

„Seine Maitresse in seinen verlorenen Augenblicken,“ antwortete lachend der Graf; „aber ich glaube, daß er sie vor Allem als einen anderen Geschäftszweig betrachtet. Dieser Beutelschneider liebt es, mehr als eine Saite an seinem Bogen zu haben.“

Die jungen Männer begaben sich in das Café zum großen Balcon, wo sie bei der Dame du Comotoir nach Rosolio fragten.

„Herr Rosolio,“ antwortete die Letztere mit großer Achtung, „muß dort unten sein, die große Partie Poul mitzuspielen; ich will jedoch einen Kellner rufen, um mit Sicherheit zu sagen, ob Herr Rosolio seine Partie macht.“

Der gefragte Kellner erklärte, daß Herr Rosolio vor ungefähr einer halben Stunde sich mit einem jungen Manne entfernt und zurückgelassen habe, daß diejenigen, die mit ihm sprechen wollten, ihn in der Straße Jussienne Nr. ** treffen würden.

„Das ist gerade bei meinem Pfandscheinhändler,“ sagte der Graf mit Lebhaftigkeit. „Wie gut sich das trifft! Aber eilen wir, um ihn nicht zu verfehlen.“

Georg und sein Begleiter stiegen in einen der zahlreichen Milords, die Tag und Nacht vor dem Café Anglais nnd dem Theater der Opera-Comique halten, und hielten in weniger als einer Viertelstunde vor der angegebenen Nummer der Straße Jussienne.

Das ganze Parterre des Hauses wurde von einem

geräumigen Laden eingenommen, der in diesem Augenblicke durch Läden und Vorhänge hermetisch verschlossen war. Ueber den Fenstern hing ein Schild, auf dem in großen Buchstaben die einladenden Worte standen:

„**Brauchen Sie Geld?**“

Und weiter unten stand mit kleineren, aber sehr lesbaren Typen:

„Man kauft hier Leihhauspfandscheine, alte Kleider, Meubles, Gold- und Silbersachen, Diamanten, Edelsteine, Waffen, Gemälde, Bücher, und überhaupt Handelsartikel aller Arten.“

Darunter stand der Name der Straße und die Nummer des Hauses.

Der Graf Abel klopfte an einen der Läden.

Man sah sogleich ein schwaches Licht hinter der Thür erglänzen.

„Wer klopft um diese Stunde und was verlangt man?“

„Oeffnen Sie, Perrot ... ich bin es, der Beauße,“ antwortete Abel, seinen Mund an eine der Thürspalten legend.

Verschiedene Riegel wurden mit Vorsicht im Innern zurückgeschoben und in einem Augenblicke gestattete die halb geöffnete Thür den beiden Freunden den Durchgang, worauf sie sogleich wieder geschlossen wurde.

Georg überflog mit einem Blicke dieses groteske

Magazin, dessen Beschreibung wir uns für eine spätere Gelegenheit vorbehalten, wo es zum Verständniß unserer Geschichte nöthig sein wird; wir beschränken uns daher darauf, zu erwähnen, daß sich in einem Winkel eine Art Cabinet befand, bestehend aus einem Gitter von starken Stäben, das, inwendig mit braunem Taffet überzogen, den Blicken der Neugierigen verbarg, was hinter ihm vorging.

„Ist Rosolio hier?“ fragte der Graf Abel den Mann, welcher die Thür geöffnet hatte.

„Er hat sich vor ungefähr zehn Minuten wieder entfernt.“

„Welches Malheur!“ rief der Graf Abel. „Es scheint ordentlich für uns gemacht zu sein!“

„Mein Gott!“ rief der Wächter des Magazins, „sie hätten ihn am Ende der Straße treffen müssen, denn ich schob eben den Riegel vor, als Sie klopften.“

„Weshalb war er noch in so später Stunde gekommen?“ fragte der Graf Abel.

„Um einen Narren herzuführen, der seine Pretiosen unter Schloß und Riegel bringen wollte.“

„Rosolio hat beim Weggehen von hier wahrscheinlich gesagt, wo er im Nothfall zu finden ist?“

„Wenn er sich nicht anders entschlossen hat, so muß er in der nächsten Viertelstunde im Spielhause der Mutter Hechtkopf sein, in der Straße des Fossés du Temple.“

„Das ist ja bei allen Teufeln!“ sagte der Graf Abel, in sichtlich sich verschlechternder Laune.

Dann fuhr er, sich im geschmeidigen Tone eines Untergebenen zu Georg d'Entragues wendend, fort:

„Halten Sie es für durchaus unerläßlich, Rosolio noch heut Abend zu sprechen?“

„Es ist durchaus von größter Wichtigkeit, denn ich bin weit beunruhigter, als ich unseren Freunden merken lassen wollte.“

„Wahrhaftig?“

„Sie können mir glauben, daß ich mit einem Manne von Ihrem Scharfsinn nicht Comödie spielen werde.“

„Aber,“ sagte der Graf Abel, seinen Mund flüsternd dem Ohre Georgs nähernd, „wenn die Situation so gefährlich ist, glauben Sie, daß eine Entführung oder Einsperrung uns hinreichend schützen wird?“

Georg schauderte und einen durchdringenden Blick auf den Grafen werfend, einen der Blicke, welche in die Tiefe der Seele dringen zu wollen scheinen, antwortete er:

„Sie sind wenigstens ein Mann, der die Dinge bis zu ihren entsetzlichsten Nothwendigkeiten verfolgt ... wir werden es zuerst mit Entführung und Einsperrung versuchen ... sollte dieses Mittel unzureichend sein, nun wohlan ...“

„Auch in diesem Falle, glaube ich wenigstens, können Sie auf Rosolio zählen,“ unterbrach der Graf Abel

Georg. „Im Verhältniß der Belohnung zur Gefahr giebt es nichts, was man von diesem Burschen nicht erlangen könnte: er ist ebenfalls von der Wuth, reich zu werden, besessen.“

Bei diesem ebenfalls sahen die beiden Gefährten einander mit Blicken gegenseitigen Verständnisses an.

„Ich halte es für durchaus nothwendig, Rosolio noch an diesem Abend zu sprechen, lassen Sie uns also, wenn es Ihnen sonst nicht unangenehm ist, in die Kneipe zur Mutter Hechtkopf gehen,“ sagte Georg.

Diese letzte Phrase wurde vom Grafen mit lauter Stimme gesprochen.

„Halt! halt!“ sagte der Gebieter des Ladens, sich an der Unterhaltung betheiligend. Eilen Sie nicht so sehr, sich in Bewegung zu setzen, denn es sind zwei kleine Schwierigkeiten vorhanden, um dahin zu gelangen.“

„Welche?“

„Das erste ist die, daß man Sie bei der Mutter Hechtkopf nicht einlassen wird.“

„Und weshalb?“

„Weil Sie das Paßwort nicht haben, und man seit einigen Tagen polizeiliche Nachsuchungen fürchtet: es scheint, daß man der Obrigkeit dieses geheime Spielhaus angezeigt hat.“

„Dann, die zweite Schwierigkeit?“

„Die zweite Schwierigkeit ist die, daß, wenn Sie

in dieser Kleidung dort erscheinen wollten, Sie mit mehr Schlägen, als Complimenten regalirt werden würden."

„Was hat denn unsere Kleidung Besonderes?" fragte Georg den Premierminister des Grafen Abel.

„Sie haben zu sehr das Ansehen vornehmer Herren, als daß man Sie nicht für Polizeispione halten sollte."

„Das ist nicht eben amüsant," murmelte d'Entragues; „ich liebe es sehr, für das zu gelten, was ich bin; aber was thun?" fuhr er fort.

„O, das ist klar, wie der Tag, „antwortete der Inhaber des Ladens. „Zuerst müssen Sie sich verkleiden, was im Handumdrehen geschehen sein wird, denn es fehlt hier nicht an Kleidern."

„Getragene Kleider anziehen?" rief Georg mit Widerwillen und Abscheu.

„Sein Sie ruhig, mein Bourgeois," sagte der Strohmann des Grafen Abel mit hochmüthiger Selbstzufriedenheit, „wir haben hier Neues und Altes, Alles zu annehmbaren Preisen und von erster Qualität."

„Sei es mit der Verkleidung!" sagte d'Entragues. „Es bleibt uns jetzt nur noch die Schwierigkeit des Eintrittes ohne das Paßwort."

„Das wird nicht schwer sein, wenn Sie in meiner Gesellschaft dorthin gehen wollen. Ich bin im Hause bekannt, und Niemand wird mich hindern, Sie dort einzuführen."

„Gut!“ sagte der Graf Abel. „Jetzt, Perrot, zeige uns einige für diesen Fall passende Kleidungsstücke; ich und der Herr hier wollen nicht erkannt sein.“

„Zu Ihren Diensten,“ antwortete Perrot, mit einer eisernen, an einer Stange befestigten Gabel verschiedene Kleidungsstücke herunternehmend und sorgsam auf dem Comptoir ausbreitend. Prüfen Sie das . . . Sehen Sie, wie solid es ist,“ rief er mit Enthusiasmus.

„Mein Freund Perrot,“ unterbrach ihn der Graf Abel lachend, „es handelt sich jetzt nicht darum, Geschäfte zu machen. Sparen Sie Ihre Flausen für eine bessere Gelegenheit . . .“

„Wahr, wahr, Bourgeois. Aber was wünschen Sie? die Gewohnheit . . .“

Die Kleidungsstücke, in welche sich die beiden Abenteurer vermummten, waren übrigens wunderbar gut gewählt, um bei dieser Gelegenheit zu figuriren.

Sie bestanden für den Grafen Abel aus einem rehbauchfarbigen Paletot, einer Weste, von rothem, geblümtem Cachemir und apfelgrünen Pantalons mit großen Lilastreifen carrirt.

Georg war womöglich noch besser ausgestattet; denn über weite Kosakenhosen von Halbseide, trug er eine birngelbe Weste und einen kornblumenblauen Rock mit großen ciselirten und vergoldeten Knöpfen.

Und in der That war es fast unmöglich, in diesem

Costüm, was gewiß nicht verfehlt haben würde, einen auf Eroberungen ausgehenden Reisediener glücklich zu machen, den schönen und eleganten Georg d'Entragues wiederzuerkennen.

„Ah!“ sagte Perrot, sich mit fühlbarer Zufriedenheit die Hand reibend. „Jetzt nehmen Sie Hüte mit ein wenig verbogenen Krempen, Stöcke von Apfelbaumholz, mit Blei ausgegossen, die bei Gelegenheit von Nutzen sein können, ersetzen Sie Ihre strohgelben Handschuhe mit diesen lachsfarbigen für neunundzwanzig Sous, und Sie sind nach dem Schick der Sache ausstaffirt.“

In diesem Augenblicke wurde heftig an die Thür des Ladens geklopft.

Ein Landsknecht, Straße des Fossés-du-Temple.

„Wer klopft?“ fragte Perrot, wie er schon aus Vorsicht bei der Ankunft des Grafen Abel und Georg d'Entragues gethan.

Und er legte sein Ohr an den Laden, um die Antwort zu vernehmen.

„Im Namen von tausend Millionen Teufeln! öffnet! öffnet schnell!“ antwortete eine athemlose Stimme.

„Wer sind Sie? wir öffnen nicht dem Ersten, Besten, der da kommt.“

„Freund und Client!“

„Aber weiter . . .“

„Clovis Bisbille, Professor des Melophone, früher am Platze Ventadour.“

„Soll ich öffnen?“ fragte halblaut Perrot die beiden Ritter vom Landsknecht.

Der Graf Abel befragte d'Entragues mit einem

Blicke, als ob er seinen Rath hören wollte, bevor er den seinigen gab.

„Oeffnet!" sagte d'Entragues, neugierig, zu erfahren, was sein ehemaliger Mitschüler bei dem Trödler wollen könne. „Ich kenne die Person, welche klopft."

„Dann, meine Herren," sagte der Bevollmächtigte des Grafen Abel, „wenn Sie nicht gesehen werden wollen, treten Sie hier in's Bureau: ich werde den Professor des Melophone in drei Minuten expediren."

Und als Clovis noch heftiger klopfte, schrie Perrot mit einer Stentorstimme:

„Man kommt! man wird kommen!"

Zu gleicher Zeit traten die beiden Ritter vom Landsknecht hinter das bereits erwähnte Gitter.

„Sacrebleu! Unglückströdler!" rief Clovis, in den Laden tretend, „weshalb, zum Teufel, öffnen Sie nicht?"

„Und Sie, Musikant für fünf Sous, weshalb, zum Teufel! klopfen Sie um zehn Uhr, da Sie doch wissen, daß wir um neun Uhr den Laden schließen?"

„Weil es sehr wichtig für mich ist, Ihnen diesen Abend noch einige Worte ins Ohr zu flüstern," antwortete Bisbille; „betrachten Sie mein Costüm."

Georg d'Entragues schob vorsichtig den Stoff zurück, welcher das Gitter umgab und erkannte Clovis, in den unveränderlich ochsenblutfarbigen Schlafrock gehüllt; auf dem Kopfe trug er einen ungeheuren grauen

Filz, dessen breite Krempen heruntergeschlagen waren... ein Hut à la d'Artagan.

„Gehen Sie zum Maskenball?“ fragte Perrot, nachdem er Clovis vom Kopf bis zu den Füßen betrachtet.

„Ah was! keine schlechten Späße!“ antwortete der arme Musikant, seinen grauen Filz auf ein Ohr schiebend. „Ich will nicht zum Maskenball, sondern dieses ohne Widerrede warme und elegante Costüm, das mir im Augenblick abgeschmackt und unbequem ist, mit einem andern vertauschen.“

„So wechseln Sie es!“ sagte Perrot. „Das ist nicht eben schwierig.“

„Es kann sein, daß es nicht eben schwierig ist, aber für mich ist es unmöglich.“

„Ah, bah! Und weshalb?“

„Fragen Sie meine Tante*).“

„Ah, ah! die Sächelchen sind aufgehängt. Dann betrachten Sie diesen rothen Palletot, ich versichere Sie, daß er zu Ihrem Gesicht recht wohl stehen wird.“

„Noch unmöglicher, wenn dies möglich ist,“ antwortete Clovis heiter. „Ich werde verfolgt, und wenn ich mit diesem krebsfarbigen Felle von Ihnen ginge, so würde ich sicher eingefangen werden.“

„Halt! halt! halt!“

---

*) Das Leihhaus, mont de pieté.

„Denken Sie sich, Vater Lumpenmann, daß ich, mit aller Offenherzigkeit einer Gurke von sechzehn Jahren, einen Wechsel von fünfhundert Franken an einen Schuft von Wucherer unterzeichnet habe, der sich David Salomon nennt.“

„Bekannt! bekannt!“

„Eine nichtswürdige Canaille!“

„Der in der Straße des Bons-Enfants wohnt,“ sagte Perrot.

„Er wäre würdig in der Hallunkenstraße zu residiren,“ antwortete Clovis.

„Ah! Salomon David will Sie ausräuchern lassen?“ sagte Perrot; „er ist dessen wohl fähig.“

„Er hat bereits meine Meubles verkaufen lassen; aber das verzeihe ich ihm, der Verkauf hat nicht die Kosten der Auspfändung getragen. Jetzt verfolgt er mich, um mich brummen zu lassen und ich werde in diesem Augenblicke von einem Regimente von Häschern des buckligen Schuftes, des Räubers, des nichtswürdigen Bondoux verfolgt! . . .“

„Ebenfalls bekannt,“ unterbrach ihn von Neuem der Trödler. „Sie sind in guten Händen!“

„Sie folgen mir,“ antwortete Bisbille, „und ich bin überzeugt, daß sie an jedem Ende der Straße eine Wache aufgestellt haben. Wenn ich nicht weniger carmoisinroth von Ihnen gehe, als ich gekommen bin, so

werden sie mich fassen und morgen nach Clichy führen, wo ich in meiner Eigenschaft als Hornist . . .“

„Sie erzählen mir das Alles, mein lieber Junge,“ unterbrach ihn Perrot, „aber was soll ich für Sie thun? Bemühen Sie sich, den Spürhunden Bondoux' zu entwischen!“

„Sacrebleu! daran arbeite ich eben und deshalb bin ich zu Ihnen gekommen.“

„Wenn ich Sie hier behielte, so würde man Sie sehr leicht mit Hilfe des Friedensrichters abfangen.“

„Ah! das ist's nicht, Papa Trödelmann! Ich verlange kein Asyl von Ihnen.“

„Dann kann ich kein Geschäft mit Ihnen machen, und . . .“

„Wohl, Sie können es und noch tausend andere Dinge!“ unterbrach ihn Bisbille in declamatorischem Tone. „Nehmen Sie diesen Palletot von einer für meine Lage etwas zu indiscreten Farbe; nehmen Sie diesen Filz, nicht weniger compromittirend durch seine Gestalt, als der andere durch seine Farbe; verschließen Sie diese beiden kostbaren Kleidungsstücke in irgend einem Loch Ihres Bazars, vertrauen Sie mir den abgetragensten Ihrer mauergrauen Mäntel und den abgegriffensten Ihrer Gelegenheitshüte, und der Teufel müßte dabei sein, wenn ich, eingehüllt in meinen Almaviva und unter dem mechanischen Hute, nicht den Spürhunden des höckerigen Schuftes entgehen sollte.“

„Dies Alles kann sich recht wohl machen,“ sagte Perrot ... „aber dazu gehört Geld.“

„Geld?“ antwortete Clovis mit dem freimüthigsten Wesen von der Welt. „Ich habe im Augenblick zufällig keins; aber Sie kennen mich, ich bin einer Ihrer alten Kunden.“

„Kunde zum Verkaufen, das ist eben keine besondere Empfehlung,“ murmelte Perrot.

„Wollen Sie mich abweisen?“

„Wahrhaftig, ich habe große Lust.“

„Auf Ehre, ich werde Ihnen keinen Streich spielen!“ rief Clovis. „Sie wissen: arm, aber nicht ganz Canaille.“

„Ja! ja! ich weiß, Sie sind ein guter Bursche,“ antwortete Perrot, der sich erweichen lassen zu wollen schien. „Aber was wollen Sie? wollen Sie kaufen oder miethen?“

„Weder das eine noch das andere ... leihen, das ist delikater, gentlemännischer!“

„Ah, ah! leihen wollen Sie, aber wir machen keine derartigen Geschäfte ... etwas für nichts zu geben.“

In diesem Augenblicke hustete Georg leise, dem die Unterhaltung zu langweilen begann.

„Halt!“ schrie Clovis, „Sie haben Ratzen in Ihrem Magazin! Hüten Sie sich, es sind gefräßige Bestien, Papa Trödelmann!“

Perrot begriff, daß der Chef des Hauses mit ihm

sprechen wolle und beeilte sich, hinter das Gitter zu treten.

In der That flüsterte ihm d'Entragues mit leiser Stimme zu:

„Befreien Sie uns von diesem Schwachkopf und geben Sie ihm, was er verlangt. Seien Sie ohne Sorgen, ich stehe für ihn."

Zehn Minuten später verließ Clovis in einem dunklen Mantel den Laden des Trödlers und bemühte sich, an den Mauern hinschleichend, den gemeinen Häschern des würdigen Herrn Bondoux zu entgehen.

„Jetzt schnell! Eilen wir!" rief d'Entragues, aus dem Cabinet tretend, nachdem die Thür sich hinter Clovis geschlossen. „Ich fürchte, mein lieber Abel, daß wir diese unerreichbare Person, diesen Irrwisch, den Sie Rosolio nennen, vielleicht wieder verfehlen."

„O, das hat keine Gefahr. Wenn Rosolio einmal bei der Mutter Hechtkopf sitzt, so kann man versichert sein, daß er die ganze Nacht dort verbringt. Und darin hat er recht, der Bursche, denn es ist ein famoses Haus, das der Mutter Hechtkopf. Man findet im Allgemeinen dort Alles: Wein, um sich zu betrinken, Karten zum Spielen und Mädchen zum Scherzen. Ist das nicht, ja oder nein, das Paradies auf der Erde?"

Da es durchaus nicht in der Absicht Georgs lag, eine Polemik mit dem würdigen Perrot über die Aehnlichkeit der Paradiesesfreuden mit denen im Etablisse-

ment der Mutter Hechtkopf zu beginnen, so ließ er die warme Apologie des Trödlers unbeantwortet, nahm den Arm des Grafen Abel, worauf Beide ihre Schritte dem Milord zuwendeten, wo nach einigen Augenblicken Perrot zu ihnen stieß, nachdem er mit der größten Sorgfalt alle Schlösser des Ladens geschlossen.

In dem Augenblicke, wo der Milord sich mit der gewöhnlichen Langsamkeit dieser Wagen in Bewegung setzte, schauten einige Männer mit gemeinen und unheimlichen Gesichtern in das Innere desselben, als ob sie Jemand suchten.

„Es waren die Häscher Bondoux', welche, da sie Bisbille im Mantel und Hut nicht erkannt hatten, ihre Wache fortsetzten.

„Boulevard du Temple!“ rief Perrot dem Kutscher zu.

„Fahren Sie gut und Sie sollen gut bezahlt werden,“ setzte Georg hinzu.

Der Kutscher verabreichte seiner armen Mähre einige vorläufige Peitschenhiebe, welche diese erste Neckerei durch eine Bewegung des Schweifes beantwortete.

Die Peitschenhiebe dauerten ununterbrochen fort, bis das arme Thier sich endlich zu einem kurzen Trabe entschloß.

Zwischen dem Theater der Folies-Dramatique und dem der Gaïeté existirt eine Art kleinen, engen und schmutzigen Gäßchens, nur in den Stunden von sechs bis Mitternacht zur Bequemlichkeit der zahlreichen Besucher dieses Viertels geöffnet. Dieses Gäßchen, welches den Boulevard du Crime mit der Straße des Fossées du Temple verbindet, heißt die Passage des Folies.

Vespasian, der Kaiser mit den sinnreichen Ausgängen, würde nicht unterlassen haben, über die verschiedenartige Benutzung dieses geheimnißvollen Gäßchens zu lachen.

Durch dieses Gäßchen gingen d'Entragues, der Graf Abel und der Trödler, welcher sie führte, nach der Straße der Fossés du Temple.

In dieser Straße befinden sich, wie der größte Theil der Pariser weiß, die hinteren Ausgänge der zahlreichen Theater vom Schlosse d'Eau bis zum Boulevard der Filles-du-Calvaire: das Theatre Historique, der Cirque, das Theatre Gaïeté, die Folies-Dramatiques, die Funambules, die Délassements Comiques und endlich das kleine Lazary.

Man würde hier interessante Studien über das Personal dieser verschiedenen Bühnen machen können, obwohl es uns jetzt nicht gestattet ist, uns mit diesem Gegenstande zu beschäftigen. Vielleicht geschieht dies später und selbst noch in diesem Werke.

Außer der nomadischen Bevölkerung der Autoren

und Actricen der niedrigsten Classen, der Maschinisten, Choristen, Figuranten und Logenschließerinnen u. s. w. ist die Straße der Fossés=du=Temple im Allgemeinen von einem nicht sehr empfehlenswerthen Publikum besucht. In der Nachbarschaft des Canals Saint=Martin dient sie von Einbruch der Nacht bis zum Anbruch des Tages zum Sammelplatz einer Menge müssiger Arbeiter, böswilliger Genies und Landstreicher, welche dort Nachtherbergen und Kneipen finden, um sich zu betrinken.

Schon das äußere Ansehen der Straße erregt den Verdacht alles desjenigen, was wir unsern Lesern mittheilen wollen. Sie ist stets schlecht erleuchtet und zu allen Jahreszeiten kothig und feucht. Selbst während der Hundstage, wo die Spatziergänger auf den Boulevards durch Staubwolken gehen, giebt es auf den schmalen und schlechten Fußwegen der Straße der Fossés=du=Temple große Pfützen schwarzen, übelriechenden Wassers.

Zur Zeit dieser Ereignisse waren fast in der ganzen Länge der Straße Brennholzhaufen aufgeschichtet, zwischen welche hindurch die Einwohner des Viertels sich Wege zur Communication mit ihren Nachbarn gebahnt hatten.

Auf einem dieser Wege schritten jetzt unsere drei Abenteurer einher, und gelangten, nachdem sie sich durch ein Labyrinth von Holzhaufen hindurch gewunden, zu einer Hecke, welche die Umzäunung eines Hauses bildete,

dessen Hauptfaçade auf die Straße der Fossés=du=Temple hinausgehen mußte.

Zwei Individuen, mit schwarzen Mützen und den kurzen Blousen bekleidet, die man Bourgerons nennt, rauchten ihre Nasenwärmer an einer in der Hecke angebrachten Thür, die nur durch eine Klinke verschlossen wurde und schienen hier Schildwache zu stehen.

Perrot flüsterte ihnen einige Worte zu und sogleich wurde die Thür geöffnet und Georg und seine beiden Gefährten traten ein.

Sie befanden sich in einem Garten, an dessen Ende das Haus stand.

Man sah kein Licht in demselben, noch vernahm man auch nur das kleinste Geräusch, nur aus der Ferne tönte das dumpfe Brausen der Stadt herüber.

Jemehr sie sich dem Hause näherten, schien es Georg, als ob von Zeit zu Zeit sich ein dumpfes Geräusch, das aus den Eingeweiden der Erde zu kommen schien, sich in das ferne Brausen der Stadt mische.

Georg glaubte sich anfangs zu täuschen, aber als er die seltsamen Töne deutlicher gehört hatte, beugte er sich zum Ohre Perrots herab und flüsterte ihm im Gehen zu:

„Wo, zum Teufel, führen Sie uns hin?“

„Sie werden es sogleich erfahren.“

Und Perrot klopfte auf besondere Weise an eine kleine Thür, die sogleich geöffnet wurde und zu einem langen und schmalen Corridor führte, an dessen Ende sich eine Treppe befand.

Diese Treppe hatte das Besondere, daß sie, anstatt nach den oberen Etagen hinaufzuführen, in den Keller hinabging.

Aus diesen unterirdischen Gewölben drang ein blendendes Licht, leuchtend, wie das Feuer eines Schmiedeheerds, hervor. Ohne dieses Licht wäre der Corridor in vollkommene Finsterniß gehüllt gewesen.

Zugleich mit diesem Lichte, welches die Augen der Ankommenden blendete, schlug ein wilder, betäubender Lärm an ihre Ohren.

Es war ein wirrer, unbeschreiblicher Lärm, ein zugleich heiteres und unheimliches Zusammenklingen von Flüchen, Drohungen, Blasphemien, lautem Gelächter, den scharfen Tönen von Holz= und Saiteninstrumenten, obscönen Liedern und dem durchdringenden, leicht erkenntlichen Klingen gemünzten Geldes.

Georg und der Graf Abel stiegen unter dem Vortritt Perrots die Treppe hinab und wir müssen der Wahrheit gemäß bestätigen, daß selbst d'Entragues, der doch in seinem Leben genug gesehen und gethan hatte, um sich über nichts mehr zu wundern, von dem sich ihren Augen darbietenden Schauspiel überrascht wurde.

Nachdem man die achtzehn Stufen der Treppe hinuntergestiegen, gelangte man in einen weiten Saal, der durch hölzerne, kohlgrün angestrichene Geländer in drei gleiche Theile abgetheilt war.

In der ersten Abtheilung war die Schenke, wo man blauen oder gelben Wein für rothen und weißen, Bitterbier, Punsch von Weingeist und süße Liköre zur Herz=, bittere zur Magenstärkung trank.

Die zweite Abtheilung diente zum Ballsaal, wo alle vom Herrn Präfect der Polizei verbotenen Tänze, vom Cancan bis zur Kaffeemühle, ohne die geringste Controle ausgeführt wurden.

In der dritten Abtheilung, von deren Einzelnheiten wir später sprechen werden, wurde gespielt.

Es gab auch einige Cabinets im Hause, die als Boudoirs benutzt wurden, obwohl die Freiheit, deren man im Saale genoß, deren Benutzung nicht zur absoluten Nothwendigkeit machte.

Uebrigens war in der Anlage des Ganzen eine gewisse Genialität des Architekten nicht zu verkennen: denn von der Treppe in den Schenkraum gelangend, mußte man mit der Flasche beginnen, um bei den Karten aufzuhören.

Die lebhaften und scharfen Augen d'Entragues überflogen mit einem Blicke dieses originelle Schauspiel und ruhten dann auf einem alten Comptoir von schwarz=

gewordenem Polissandre, das einst die Zierde eines Cafés des Boulevards gewesen sein mochte. Hinter diesem Comptoir befand sich eine, in einer Art von Nische angebrachte Bank. In dieser Nische und auf dieser Bank thronte in triumphirendem Staate die Mutter Hechtkopf, deren monströser Rücken von einem hinter ihr angebrachten Spiegel wiedergespiegelt wurde.

Die Frau, ein Geschöpf von ungeheurem Körperbau, einst in den eliseischen Feldern als Phänomen gezeigt, war mit einem glänzenden Seidenkleide mit rothen, schwarzen und grünen Carreaus bekleidet, dessen ungeheure Weite für ein Dutzend magere Frauen hingereicht haben würde.

Mutter Hechtkopf, so wie wir sie jetzt vor uns haben, war keine ganz gewöhnliche Frau. Sie besaß eine Art persönlicher Würde, mit deren Hilfe sie die Leute, mit denen sie nicht zu thun haben wollte, in respectvoller Entfernung zu halten wußte. Auf der anderen Seite genirte sie sich durchaus nicht, ihre Bevorzugungen geheim zu halten und es gab unter den Stammgästen des Hauses stets einige junge Windbeutel, von denen man ganz leise vermuthete, daß sie die Favoriten der Gebieterin des Hauses seien.

Mit Ausnahme des vom Comptoir eingenommenen Platzes, war die ganze Abtheilung, welche zum Schenkraum diente, mit kleinen Tischen besetzt, an de-

nen die Trinker auf Tabourets saßen. Die Tische waren schmutzig und malpropre und die Tabourets lahm und zerbrechlich.

Die Mutter Hechtkopf überblickte das Ganze von der Höhe ihrer mit Utrechter Sammet, der einst carmoisin gewesen war, überzogenen Bank und gab mit einer Stentorstimme den Kellnern ihre Befehle, welche stets schnell und pünktlich ausgeführt wurden.

In der zweiten Abtheilung, oder dem Ballsaal, befand sich in einer der Ecken eine Art von Estrade, auf welcher das Orchester, bestehend aus einer schreienden Violine, einer kreischenden Clarinette und einem entsetzlichen Klapphorn, placirt war.

Auf den hölzernen Bänken, die an den Seiten dieses Raumes aufgestellt waren, saßen in mehr oder minder malerischen Stellungen zehn oder zwölf halbentblößte, geschminkte, verbuhlte Geschöpfe, die Heldinnen des Cancan und der Kaffeemühle und der Speck in einer der drei Mäusefallen der Mutter Hechtkopf.

Der Preis des Billets für jeden Contretanz war auf zehn Centimen festgestellt, während der der Boudoirs nach den Umständen wechselte.

Alle diese Details waren für d'Entragues eben so seltsam, als neu. Besonders wurde jedoch seine Aufmerksamkeit durch den Spielsaal gefesselt.

In der That war der Anblick dieses Schauspiels

so aufregend, daß er im Augenblick selbst den Tanzsaal und das Schenkzimmer vergessen machte.

In der Mitte dieser Abtheilung war ein Billard durch eine einfache Vorrichtung in eine Landsknechttafel verwandelt.

Die Füße des Billards waren einige Zoll tief in den Boden eingelassen, so daß die Spieler sich bequem setzen und ihre Ellenbogen aufstemmen konnten.

Ein sehr einfacher Mechanismus machte, im Falle polizeilicher Gefahr, die Aufrichtung des Billards zu seiner ursprünglichen Höhe, in einer Secunde möglich. Zu gleicher Zeit mit dieser Erhebung, klappten die Banden von selbst wieder zusammen, die Karten, durch Billardbälle ersetzt, verschwanden in einer unauffindbaren Oeffnung und die Landsknechtspieler präsentirten sich in den Augen der Polizei und dem Herrn Commissair, ein Queue in der Hand, als simple und unstrafbare Billardspieler.

Zu gleicher Zeit ruft einer der Kellner: „Die Poule, meine Herren! Wer spielt die Poule mit, Messieurs?“

Wir haben bereits erwähnt, daß die Eingänge dieses verdächtigen Hauses wohlbewacht waren, und daß, wenn die Polizei auch mit Gewalt eindringen konnte, doch jede Ueberraschung unmöglich war.

Wir verweilen einige Augenblicke bei der Landsknechtpartie, die eben begonnen hatte, bemerkend, daß am

Spieltische wie in dem Schenkraum, unaufhörlich ungegeheure Quantitäten von Wein, Bier und Branntwein circulirten.

Eine Art Sparbüchse, von einem der Favoriten der Mutter Hechtkoof überwacht, empfing die Abgabe der Spieler, funfzehn Centimen von jedem Gewinn.

Da diese funfzehn Centimen sofort erhoben wurden, so konnte die Mutter Hechtkopf natürlich niemals verlieren.

Kehren wir jetzt zu unseren drei Personen zurück.

Sogleich nach ihrer Ankunft und sobald d'Entragues hinreichende Kenntniß der Localität gewonnen, näherte sich Perrot dem Comptoir und wurde mit freundlichem Lächeln von der Mutter Hechtkopf empfangen, welche dem Trödler sogar huldvoll ihre großen mit unächten Ringen bedeckten Finger reichte.

„Ist Rosolio hier?“ fragte Perrot, mit vollkommen gespielter Bewunderung die körperlichen Reize der Mutter Hechtkopf betrachtend.

D'Entragues, durch die vielen vergeblichen Wege ein wenig entmuthigt, fürchtete einen Augenblick eine verneinende Antwort; aber er wurde bald beruhigt, denn die Göttin des Hauses antwortete mit einer, eines Vorsängers in der Kirche würdigen Stimme:

„Parbleu! Er sitzt dort unten beim Landsknecht, Sie finden ihn auf den ersten Blick.“

„Diese Herren sind in Ihrer Gesellschaft gekommen?“ fuhr sie fort, d'Entragues und den Gafen Abel, die sie Beide sehr nach ihrem Geschmacke zu finden schien, mit einer großen Zufriedenheit betrachtend.

„Ohne Zweifel,“ antwortete Perrot.

„Ich bin sehr erfreut . . . es sind sehr hübsche Männer!“

Georg konnte sich über dieses Compliment eines Lächelns nicht erwehren, da er es jedoch vorzog, mit Rosolio zu sprechen, als auf den ersten Zug die Eroberung der Mutter Hechtkopf zu machen, so gab er Abel und Perrot einen Wink ihm zu folgen und ging geradezu in das Spielzimmer, das er bis jetzt nur aus der Ferne und durch den Dunst des Schenkraums und den Staub des Tanzsaals gesehen hatte.

Auf dem Wege durch den letzteren, empfing d'Entragues eine Menge obscurer Neckereien von Seiten der weiblichen Bevölkerung des Ballsaals und fühlte sein Herz sich voll Ekel abwenden und seine Stirn sich bei dem Gedanken mit brennender Röthe bedecken, von diesen gemeinen Geschöpfen für ihres Gleichen gehalten zu werden.

„Hier ist Rosolio,“ sagte Perrot, auf ein Individuum zeigend, das, am Ehrenplatze in der Mitte des Spieltisches sitzend, dem Spiele mit der größten Aufmerksamkeit zu folgen schien.

Rosolio war ein Mann von kleiner Figur mit olivenfarbigem Teint und ziemlich kränklichem Aussehen, obwohl sein Gesicht keineswegs einer gewissen Belebtheit entbehrte. Seine dünnen schwarzen Haare waren mit Sorgfalt und Pomade glatt um seine Schläfe gelegt, seine großen schwarzen Augen, gewöhnlich matt und erloschen, strahlten zuweilen von einem lebhaften Feuer, noch leuchtender durch den schwärzlichen Halbkreis, der die unteren Lider umzog. Der Totalausdruck des Gesichts, weder ohne Anmuth noch gewöhnlich, aber verrieth eine solche Eingefleischtheit des Lasters und der Schlechtigkeit, daß man ihn nicht einen Augenblick ansehen konnte, ohne ein Gefühl tiefen Widerwillens zu empfinden.

Auch d'Entragues entging diesem Eindruck nicht; aber er fühlte, daß Rosolio, trotz des Widerwillens, den er ihm einflößte, ein für seine Zwecke durchaus brauchbares Werkzeug sein konnte.

Das Costüm Rosolio's fiel d'Entragues auf. Es bestand aus einer Art von Tunica oder Jacke von himmelblauem Sammet mit Jagdknöpfen, die auf der Brust weit offen, eine Weste von weißem Cachemir und und den sorgfältig gebundenen Knoten einer rothseidenen Cravatte sehen ließ, deren Enden durch eine Nadel mit falschen Diamanten auf einem gefältelten und gestickten Vorhemdchen befestigt war.

Rosolio hatte etwa dreißig Hundertsousstücke vor

sich, sehr viel Scheidemünze, ein halbvolles Glas und eine zu drei Viertheilen geleerte Flasche.

Der Nachbar zur Linken Rosolio's hielt in dem Augenblicke Bank, wo d'Entragues, Abel und Perrot sich dem Spieltische näherten.

„Funfzig Räder! Meine Herren! Funfzig Räder!“ sagte der Banquier, den das Glück zu begünstigen schien. „Will Niemand setzen? Zehn Räder! ... Wer hält zehn Räder?“

„Va Banque!“ sagte Rosolio.

„Ich passe.“

„Ich nehme die Bank mit funfzig!“

In der That ergriff Rosolio die Karten und warf zehn Hundertsousstücke hin, um seinen Einsatz zu machen.

Georg, der Rosolio mit der Aufmerksamkeit betrachtete, die man einem Manne schenkt, dessen man sich zu einem wichtigen Geschäfte bedienen will, sah deutlich, als ein in diesen Dingen erfahrener Mann, wie Rosolio einige gezeichnete Karten aus seinem Aermel unter das Spiel gleiten ließ, das er in der Hand hielt.

„Banco!“ sagte einer von den Spielern.

„Vorwärts!“ antwortete Rosolio.

Er warf eine Karte nach links ab, es war ein

Bube, dann eine nach rechts: es war abermals ein Bube.

Im Handumdrehen hatte der Gegner Rosolio's hundert Franken verloren.

„Halt!“ rief der Verlierende; „halt! italienischer Beutelschneider! Warte ein wenig!“

Und auf das Billard springend, dessen Breite ihn von Rosolio trennte, stürzte der Gegner auf ihn zu, während der Italiener sich ruhig erhob und zu seinen Nachbarn sagte:

„Macht Platz! das wird heiß werden, oder ich kenne mich nicht.“

Dann durch einen Seitensprung dem ersten Anprall des Angreifenden ausweichend, stellte er diesem ein Bein und begleitete diese Operation mit einem bewunderungswürdig gewandt geführten Faustschlage auf den Magen des erzürnten Spielers, daß dieser besinnungslos auf die Erde fiel.

Nach diesem Ausgang, der in viel kürzerer Zeit herbeigeführt war, als wir zum Erzählen desselben bedurften, begnügt sich Rosolio zu den Umstehenden, zu sagen:

„Er ist bezahlt! Tragt ihn ins Lazareth!“ Dann an seinen Platz zurückkehrend und sein Geld zusammenraffend, fügte er hinzu:

„Ich passe. Wer nimmt die Bank mit zweihun-

dert Rädern? Es ist immer noch ein Profitchen zu machen!"

In diesem Augenblicke wurde er von dem Grafen Abel unterbrochen, der ihm die Hand auf die Schulter legte.

Rosolio drehte sich mit Lebhaftigkeit um.

„Halt! Sie sind es? Welcher Zufall führt Sie in diese Viertel?"

Und er erhob sich sogleich.

„Ich habe mit Ihnen zu reden und bin deshalb gekommen," antwortete der Graf Abel.

„Stets zu Ihren Diensten!" sagte Rosolio und folgte dem Grafen Abel und Georg d'Entragues in einen Winkel, wo sie sich einige Minuten lebhaft mit leiser Stimme unterhielten.

„Das kann sich machen! das kann sich machen!" sagte Rosolio etwas lauter. „Lassen Sie uns die Sache in Ruhe besprechen." Dann rief er laut: „Heda! wo ist der Heisere? wo ist der Heisere?"

„Hier," antwortetete eine rauhe Stimme im Schenkraume. „Hier! Er schläft wie ein Vieh!"

„Ist er ganz im Schmor, oder nur ein wenig angeleuchtet?" fragte Rosolio.

„Heda! Heiserer! heda!" wiederholte die rauhe Stimme; „bist Du besoffen? Wenn Du besoffen bist, so thue Dein Maul auf und sage es!"

Man vernahm ein unverständliches Grunzen und sah dann ein Individuum von üblem Aussehen und ärmlicher Kleidung mit ziemlich unsicheren Schritten sich nähern. Dieses Individuum hatte seinen Spitznamen der Heisere von einem Leiden am Kehlkopf, das ihm nur leise zu sprechen gestattete.

„Das ist Einer!“ sagte Rosolio.

Dann erhob er seine Stimme und rief:

„Heda! Amor! Wo ist Amor?“

„Amor ist da, stets bereit, in der Nacht wie bei Tage,“ antwortete eine weinschwere Zunge im Tanzsaal.

Und unser alter Bekannter aus der Schenke zum großen Maaß und dem Verein der Nachtigallen verließ ein dickes Mädchen im Tanzsaal, mit der er eben eine Kaffeemühle ausgeführt hatte, und näherte sich unseren Abenteurern.

„Das Geschäft ist im Sack,“ sagte Rosolio zum Grafen d'Entragues. „Jetzt handelt es sich nur noch darum, uns zu verständigen. Folgen Sie mir!“

Sie gingen zum Comptoir im Schenkraum.

„Mutter Hechtkopf,“ sagte Rosolio, sich an das Exphänomen wendend, „lassen Sie uns ein Cabinet öffnen, und versiegelten Wein und Cigarren zu fünf bringen; wir haben zu schmusen.“

Während dieser Zeit betrachtete Perrot, den man im Schenkraum gelassen hatte, die Fleischmasse der Mutter Hechtkopf, an welche er einige obscöne Galan=

terien richtete, die, wir müssen es eingestehen, vollkommen wohl aufgenommen wurden.

Wir werden später die Resultate dieser geheimen Unterredung und dessen, was im Cabinet der Gesellschaft in der Straße Fossés=du=Temple beschlossen wurde, erfahren.

Der anonyme Brief.

Obwohl Georg erst sehr spät in der Nacht, nach seinem Zusammentreffen mit Rosolio, Amor und dem Heisern, in seine Wohnung zurückgekehrt war, so verließ er sie doch schon zu guter Stunde am anderen Morgen und lenkte seine Schritte nach dem Palais-Royal, wo er in eine Gallerie trat, deren Namen uns im Augenblick nicht gegenwärtig ist, die wir jedoch ziemlich genau bezeichnen zu können glauben, indem wir bemerken, daß sie auf die Straße Saint-Honoré, fast gegenüber dem Café de la Régence ausmündet.

In dieser Gallerie befindet sich eine Menge kleiner elender Läden, wo man Gegenstände, bei denen man stets zur Hälfte betrogen ist, zu festen Preisen verkauft. Hier ist es, wo die Provinzler ihre Parfümerien, ihre Handschuhe und ihre Bijouterien von Semilor einkaufen, welche sie veranlassen, in ihrer Heimath zu sagen: daß sie in der Hauptstadt ruinirt worden sind.

Unter diesen Läden waren zu der Zeit, von der wir sprechen, zwei oder drei im Besitz öffentlicher Schreiber, und trugen die pomphafte Aufschrift: „Correspondenz-Bureaux."

Georg ging, als ob er etwas kaufen wolle, einige Schritte in der Gallerie hinauf und blieb dann vor einem, mit einer Glasthür verschlossenen Laden stehen. Ueber dem Schlosse dieser Thür war ein Blatt Papier angeklebt, auf dem in schönen und großen Schriftzügen die Worte geschrieben standen:

Cabinet der Redaction.

Georg trat ein.

„Was steht zu Ihrem Befehle?" fragte ein kleiner Mann von fünfzig bis sechzig Jahren, mit einer Mütze von grünem Taffet, dessen ursprüngliche Farbe nur noch an einigen Stellen erkennbar war.

„Ein Brief," antwortete Georg, den Kragen seines Palletot bis an die Augen hinaufziehend und einen unruhigen Blick auf die in diesem Augenblick sehr bevölkerte Gallerie werfend.

„Wollen Sie selbst schreiben?"

„Nein, ich dictire!"

„Wünschen Sie großes Format, Mittelformat oder kleines Format? Schreiben Sie an einen Minister, an einen Pair von Frankreich, an einen Deputirten, an einen Herrn, oder an eine Dame?"

„An eine Frau."

„Dann befehlen Sie vielleicht Rosapapier? Ich habe sehr ...“

„Durchaus nicht.“

„Dann glacirtes, parfümirtes, mit vergoldetem Rande versehenes oder mit Guirlanden verziertes Papier? Ich bin mit Allem versehen.“

„Nehmen Sie gewöhnliches Papier.“

„Wünschen Sie eine besondere Schrift? Sie haben die Wahl zwischen englischer, runder ...“

„Was zum Teufel soll ich damit? Schreiben Sie, wie Sie wollen,“ antwortete Georg, den dieser Wortschwall längst ungeduldig gemacht hatte.

„Bitte tausendmal um Entschuldigung ... es war meine Absicht, Sie nach Wunsch zu bedienen.“

„Es ist gut! Sind Sie fertig?“

„Ich erwarte, was Sie die Güte haben wollen, mir ...“

Georg sammelte sich während einiger Secunden, warf noch einmal einen ängstlichen Blick auf die Gallerie und dictirte dann die folgenden Zeilen:

„Madame!

„Ein Freund, der sich Ihnen noch nicht zu erkennen geben kann, der aber an Allem, was Sie betrifft, ein lebhaftes und tiefes Interesse nimmt, hält es für nützlich und dringend nothwendig, Sie zu sprechen, um Ihnen wichtige und umständliche Mittheilungen zu machen. Sie errathen ohne Zweifel, daß es sich um Ihre

Familie handelt, deren Entdeckung, so viel ich weiß, die Aufgabe Ihres Lebens ist.

„Ein Gefühl von Zurückhaltung, dessen Bedeutung Sie mehr, als jeder Andere, zu würdigen wissen werden, gestattet mir heute noch nicht, den Schleier zu lüften, der einen Theil Ihrer Vergangenheit, Ihrer Gegenwart und Ihrer Zukunft verhüllt. Es giebt Dinge, die man sich wohl bei einem persönlichen Zusammentreffen in die Ohren flüstern, aber ohne Unklugheit nicht dem Papier anvertrauen kann.

„Es ist nothwendig, daß ich mit Ihnen zusammentreffe, Madame; da ich jedoch ebensowenig zu Ihnen kommen kann, als Sie zu mir kommen können, so bin ich durch diese beiden Unmöglichkeiten gezwungen, Ihnen einen Vorschlag zu machen, der, ich fürchte wenigstens, Ihr Mißtrauen gegen mich und Ihren Zweifel an der Bedeutsamkeit meiner Mittheilungen rege machen kann.

„Ich mache mir keine Illusionen über den Erfolg des Schrittes, den ich Ihnen in diesem Augenblick vorschlage; aber wenn er resultatlos bleiben sollte, so kann ich mir wenigstens sagen, daß ich Ihnen das einzige Mittel vorgeschlagen habe, welches im Bereich meiner Macht ist, um Sie aufzuklären.

„Wollen Sie meinen Vorschlag annehmen, so will ich Sie in Besitz des Mittels setzen, davon Vortheil zu ziehen. Ich werde Ihnen also im Laufe des Tages ein

Billet zu einer Loge für den Ball am nächsten Sonnabend übersenden. Wollen Sie die Güte haben, sich in dieser Loge um zwei Uhr des Morgens einzufinden und Niemanden einzulassen, als den, der nach dreimaligem Klopfen die beiden Worten aussprechen wird: Stephan und Perdita.

„Entfernen Sie so viel als möglich das Mißtrauen aus Ihrer Seele, das ich fürchte, obgleich ich es in Ihrer Lage nur zu natürlich finde. Damit Sie nicht an einen schlechten Scherz oder eine Falle glauben mögen, gestatte ich Ihnen, sich vom General Carol, Ihrem Freund und Beschützer, begleiten zu lassen.

„Folgen Sie, wie ich hoffe, der in diesem Briefe enthaltenen Weisung, so wird die qualvolle Ungewißheit so vieler Jahre nur noch sehr kurze Zeit dauern und Sie werden eine Mutter wiederfinden, die niemals aufgehört hat, Sie zu beweinen, Sie zu lieben und zu erwarten. Ihr Andenken ist nicht einen Augenblick aus dem Herzen Ihrer Mutter gewichen und Ihr Platz leer geblieben am häuslichen Heerde.

„Also am Samstag, Madame.

„Am Samstag oder niemals.“

„Das ist Alles,“ sagte Georg, den Brief ergreifend, um ihn zu durchlesen.

„Es ist gut,“ fuhr er mit sich selbst redend fort, nachdem er gelesen hatte. „Confus, verwirrt, geheimnißvoll! die Frauen lassen sich stets in solchen Fallen fangen.“

„Soll ich das Papier in Briefform zusammenbrechen oder in ein Couvert stecken?“ fragte der öffentliche Schreiber.

„Couvertiren; es ist stets sicherer und wenigstens schicklicher.“

„Wollen Sie die Güte haben, mein Herr, mir die Adresse zu sagen?“

„Es bedarf keiner Adresse,“ sagte Georg rauh. „Wieviel bekommen Sie?“

„Ich überlasse das Ihrer Generosität, mein verehrter Herr, und erlaube mir nur zu bemerken, daß anonyme Briefe stets ein wenig theurer bezahlt werden. Es ist so Gebrauch unter uns Schreibern.“

„Und weshalb das?“ fragte Georg lachend.

„Weil man zugleich unsere Arbeit und unsere Verschwiegenheit bezahlt.“

Georg fand dies gerecht, warf ein Hundertsousstück auf das Bureau und ging, gegen seinen Willen von dem öffentlichen Schreiber begleitet, der ihn unter grotesken Bücklingen erst in der Mitte der Gallerie verließ.

D'Entragues erreichte durch eine der kleinen, schmutzigen und verrufenen Straßen in der Nachbarschaft des Louvre den Carrousselplatz und trat unweit der schlechten Läden der Vogelhändler in eine andere Schreibstube, ähnlich der, welche er verlassen hatte, wo

er vom Inhaber desselben auf den Umschlag die folgende Adresse schreiben ließ:

„Madame Perdita,
Straße de Provence: Nr. ***“

Als dies geschehen war, suchte er ein Postbureau und warf den Brief in den Briefkasten.

Es war jetzt zehn Uhr Morgens; das Austragen der Briefe mußte also um zwei oder drei Uhr stattfinden.

Hierauf ging Georg in die Brittish Tavern, eine Restauration in der Straße Richelieu, in welcher er vollkommen unbekannt war, um daselbst zu frühstücken, eine Vorsichtsmaßregel, zu welcher er folgende Gründe hatte.

Kurze Zeit, bevor er vom Tische aufstand, rief er den Kellner, der ihn bedient hatte, gab ihm Geld und schickte ihn vermittelst eines Trinkgeldes von vierzig Sous nach der Oper, um ein Logenbillet zum zweiten Range für den Ball am nächsten Sonnabend zu kaufen.

Dieses Alles geschahe am Donnerstagmorgen, also achtundvierzig Stunden vor dem Balle, zu welchem das Billet gekauft worden war.

Georg couvertirte das Billet, schrieb in römischen Buchstaben (Antiquaschrift) die Adresse, welche bekanntlich eine Handschrift vollkommen unkenntlich machen, ging nach dem Boulevard der Italiener, rauchte, brütend über seinen Plänen, zwei oder drei Panatellas,

und überdachte die Gefahren, die ihn von allen Seiten umgaben.

Um zwei Uhr begab sich Georg zu einem Commissionair und sagte, ihm das Couvert mit dem Logenbillet übergebend und zugleich auf einen anderen Commissionair deutend, der an der Ecke der Straße Lafitte seine Station hatte:

„Halt! hier sind hundert Sous ... Du siehst Deinen Kameraden, welcher dort unten sitzt?“

„Ja, Bourgeois, ich kenne ihn; er ist mein Landsmann; ein guter Kerl.“

„Du wirst ihm diesen Brief geben.“

„Ja, Bourgeois.“

„Du wirst ihm sagen, denselben sogleich an seine Adresse zu überbringen.“

„Ja,“ antwortete der Auvergnat, sich den Kopf kratzend, als ob ihm bei dem Allen etwas nicht klar wäre.

„Hast Du mich wohlverstanden?“ fragte Georg.

„Ja, Bourgeois, aber ich möchte diesen Brief lieber selbst überbringen.“

„Thue, was ich Dir sage, und kümmere Dich um weiter nichts! Es sind hier funfzig Sous für Dich und funfzig für Deinen Kameraden.“

„Ja, Bourgeois.“

Und der Commissionair entfernte sich.

Er hatte anfänglich den Gedanken, den Brief selbst

zu überbringen und das Geld in seine Tasche zu stecken; aber er bedachte, daß er auf diese Weise das Vertrauen des Bourgeois getäuscht haben würde, der außerdem später diese Umgehung seines Befehls erfahren könne, und daß es sicherer und vortheilhafter für ihn sein würde, rechtlich gegen seinen Kameraden zu handeln.

Er gab also den Brief und funfzig ~~Centimen~~ Sous seinem Kameraden und machte ihm bemerklich, daß damit der Weg in die Straße de Provence sehr gut bezahlt sei.

Und man wagt noch zu behaupten, daß es keine Tugend unter dem Volke gebe! Dieser Mann konnte funfzig Sous mehr verdienen und that es nicht. O Madame Sand! O Monsieur Sue! Sie haben Recht: nur die schmutzigen Hände sind rein!

Unsere Leser haben, wir vermuthen es wenigstens, alle diese kleinlichen Vorsichtsmaßregeln Georgs begriffen, durch welche er jede Nachweisung des Commissionairs unmöglich machen wollte, im Falle dieser zufällig noch der Person des Uebersenders gefragt werden sollte.

Nachdem Georg sich aus der Ferne überzeugt hatte, daß seine Befehle getreulich ausgeführt waren, verschwand er durch die Passage der Oper und begab sich, die Straße Saint-Lazare gewinnend, eilig in seine Wohnung.

Nach ungefähr einer Viertelstunde verließ er von

Neuem seine Wohnung und begab sich nach einem Haltplatze von Miethwagen.

Sein Costüm war vollständig verändert. Anstatt seines Ueberrocks von weißem Alpaga, trug er jetzt einen Winterpalletot mit großem Kragen von dunkler Farbe.

Ueber den bis zu den Augen hinaufgezogenen Kragen hatte er einen Shawl von orangem Cachemir geschlungen, so daß nur der obere Theil seines Gesichts sichtbar war, eine Vorsicht, die übrigens von der Jahreszeit gerechtfertigt wurde.

Georg nahm ein Coupé und ließ sich nach der Straße d'Amboise vor die Wohnung Rosolio's fahren; er ging zu diesem hinauf und bald waren Beide im Wagen und d'Entragues rief dem Kutscher zu:

„Die Straße nach Vincennes."

„Also, mein Theurer," fuhr er, sich an seinen Gefährten wendend, fort, nachdem er zuvor die Vorhänge niedergelassen, um nicht in so compromittirender Gesellschaft gesehen zu werden; „also, mein Theurer, nach dem, was mir der Graf Abel gesagt hat, darf ich hoffen, auf Sie zählen zu können."

„Parbleu!" antwortete Rosolio mit unverschämter Vertraulichkeit, „ich will mich nicht rühmen: aber wenn man mich gut bezahlt, giebts keinen Pudel, der treuer wäre, als ich."

„Dienen Sie mir, wie ich erwarte, und Sie wer-

den nie Ursache haben, sich über mich zu beklagen. Ich verlange viel, aber ich bin nicht undankbar."

„Man wird sein Möglichstes thun, obgleich die fragliche Sache nicht sehr angenehm ist. Der Procurator des Königs wirft manchmal seine Netze nach viel sauberern Affairen, als diese... Aber es ist gleich... ich drücke ein Auge zu... ich habe zugesagt und halte mein Wort."

„Und Sie stehen mir für die beiden Menschen, die Sie sich zugesellt haben?"

„Mit meinem Leben!" schrie Rosolio mit Emphase. „Amor, sehen Sie, ist ein ausgelernter Schelm! Er hat Saint-Pelagie, Poisy und Melun durchgemacht und die pfiffigsten Spione angeführt. Was seine Treue anbetrifft, so hat's keine Gefahr. Wie könnte er es wagen, uns zu verkaufen? Ich weiß von ihm zehnmal mehr, als hinreichend ist, um ihn nach Rochefort oder Toulon auf Kosten der Regierung zu schicken. Damit hält man die Leute und wickelt sie um den Finger."

„Und der Andere?"

„Allein ist er zu nichts gut: ein wahrer Saufaus Aber sobald man ihm einen tüchtigen Führer giebt und von Zeit zu Zeit einige kleine Gläser, so hat er nicht seines Gleichen! Ich habe ihn bei der Arbeit gesehen! Werden ihm anstatt der kleinen Gläser große gereicht, so genirt ihn das nicht; er trinkt sie ebenfalls aus."

Georg lächelte unbemerkbar und fuhr dann fort:

„Sie wissen bereits und ich wiederhole es Ihnen noch einmal, daß ich keine Gewalt angewendet haben will.“

„Das erwartete ich; ich bin kein Freund von Messerstichen, ich: Faustschläge, à la bonheur! Sie tödten zuweilen auch... zufällig; aber man beweis't, daß es ein unfreiwilliger, oder vielmehr unbeabsichtigter Mord war, und die Sache hat weiter nichts auf sich.“

„Scheint Ihnen der Plan, den ich Ihnen in der letzten Nacht mittheilte, leicht ausführbar?“

„Ja, besonders wenn wir das Häuschen bekommen können, das ich gestern erwähnte... es ist wie gemacht für die Sache. Wenn es frei ist, können Sie sich glücklich schätzen.“

„Ist es noch weit?“ fragte Georg, dem, nachdem er wußte, was er wissen wollte, an einer längeren Unterhaltung nichts weiter gelegen war.

„Wir werden in einer halben Stunde anwesend sein,“ antwortete Rosalio. „Genirt es Sie, wenn ich mein Pfeifchen rauche?“

Und Rosolio, der nicht an der Zustimmung Georgs zweifelte, zog eine kurze Pfeife aus seiner Tasche, die in einem Etuis von Holz mit kupfernen Charnieren eingeschlossen war.

„Lassen Sie Ihre Pfeife und Ihren Laporal,“

antwortete d'Entragues, „und rauchen Sie diese extra=feine Regalia."

Und er reichte Rosolio sein offenes Cigarrenetuis.

„Eine für mich und eine für meine Frau," sagte Rosolio, indem er zwei Cigarren für eine nahm.

Sie rollten, in eine dicke Tabakswolke gehüllt, einige Minuten schweigend fort.

„Heda, Kutscher, halt Dein Gehäuse an!" rief plötzlich Rosolio, mit der Hälfte seines Körpers zum Schlage hinausfahrend. Dann fügte, er sich an Georg wendend, hinzu: „Wir sind zur Stelle."

Beide stiegen aus dem Wagen und der Italiener Rosolio zeigte seinem Gefährten, etwa zwei Flinten=schüsse von dem großen Wege entfernt, ein kleines Haus, zu dem man auf einem ziemlich engen Fußsteige zwischen zwei Hecken von Schlehdornen gelangte.

Von dem Orte, wo der Wagen hielt, aus gesehen, schien das Haus vollkommen verlassen: die Läden waren geschlossen, kein Rauch stieg aus dem Schornstein em=por und ein großer Zettel hing über dem Haupteingang.

„Was sagen Sie zu dieser Lage?" fragte Rosolio, mit dem Anschein vollkommener Zufriedenheit.

„Es scheint vollkommen für meine Absichten ge=eignet."

„O, ich habe einen famösen Treffer. Sehen wir jetzt, ob das Nest noch zu vermiethen ist, wie ich nach dem Zettel vermuthe."

„Sehen wir," sagte Georg.

Und die beiden Genossen schlugen den Fußweg zwischen den Hecken ein, der nach dem Häuschen führte.

Man war ziemlich auf der Hälfte des Weges zwischen Paris und Vincennes. Das Feld und die Umgebungen waren öde und verlassen.

Der Jagdpavillon. — Die Correspondenz Mazagrans.

Georg d'Entragues und Rosolio gelangten nach wenigen Minuten vor dem kleinen Hause an, ohne während ihres allerdings sehr kurzen Marsches ein lebendes Wesen getroffen zu haben.

Diese pariser Villa war auf der Vorderseite von einem kleinen, mit einer Mauer umzogenen Hofe umgeben, zu dem eine grau angestrichene Pforte führte.

Die andere Seite ging nach einem Garten hinaus, drei oder viermal größer, als der Hof, und ebenfalls mit einer Mauer umgeben.

Der Anblick des Ortes war von einer herzerkaltenden Traurigkeit. Man mußte Jemanden gründlich hassen, um ihm dieses Haus zur Wohnung zu wünschen, oder leidenschaftlich lieben, um hier vierundzwanzig Stunden mit einer Geliebten zuzubringen.

Uebrigens wurden die Voraussetzungen Rosolio's

nicht getäuscht. Dieser entzückende Aufenthalt war vollständig vacant, denn der an der Thür aufgehängte Zettel sagte in der poetischen Sprache des Eigenthümers:

„Dieser kleine Jagdpavillon, zwischen Hof und Garten, in der Nähe von Paris und des Gehölzes von Vincennes gelegen, ist vollständig möblirt, mit allen Pertinenzien zu vermiethen oder zu verkaufen. Man wird sich über die Zahlung einigen. Man hat sich wegen des Verkaufs oder der Vermiethung an Herrn Belamy, Großhändler in der großen Straße Nr. ** in Vincennes oder an Herrn Decourtive, Notar in dem erwähnten Orte, zu wenden. Omnibus viermal täglich, an Sonn- und Festtagen bis Mitternacht. Sehr gute Jagd in der Umgegend.“

„Sind diese Pariser Flausenmacher!“ rief Rosolio, nachdem er diese pomphafte Ankündigung gelesen. „Lassen Sie uns jetzt wieder in den Wagen steigen und Vater Belamy aufsuchen.“

„Wodurch sind Sie auf dieses Haus gekommen?“ fragte d'Entragues, während sie nach dem Wagen zurückgingen, der auf der Chaussée halten geblieben war.

„Das will ich Ihnen sagen,“ antwortete Rosolio. „Im letzten Herbst wurde das Haus von einem Weinhändler, einem meiner intimen Bekannten, bewohnt. Er hatte einen hübschen Weißwein von seiner Erfindung im Keller und ein besonderes Geschick, Caldaunen nach der Mode von Caen zu bereiten, um einen Todten wie-

der auferstehen zu machen. Ich kam von Zeit zu Zeit mit meinen Freunden zu ihm, wodurch sein Geschäft ein wenig besser ging. Aber wir waren fast seine einzigen Kunden, und als wir uns nach einer anderen Seite hinzogen, hatte er Niemanden mehr, seinen schlechten Wein zu trinken und seine Caldaunen zu essen. Es war zu weit von der großen Straße und zu isolirt, um hierher in der Nacht mit dem Gelde oder einer gestohlenen Uhr in der Tasche zurückzukehren. Kurz, der arme Teufel machte schlechte Geschäfte. Dazu kam noch, daß er eine Frau hatte, eine hübsche, lustige Frau, meiner Treu! aber kokett, genäschig und Feste und Gelage liebend, wie eine... eine Frau, die Hunderte und Tausende ausgab, um sich in einem seidenen Kleide sehen zu lassen... Endlich, eines schönen Morgens hatten sie die Schlüssel unter die Thür gelegt und waren verschwunden, ihren Gläubigern nichts zurücklassend, als die Meubles, um sich zu decken... Als Sie mit mir von Ihrer Angelegenheit sprachen, erinnerte ich mich sogleich dieser Geschichte, flüsterte Ihnen zwei Worte in's Ohr und das ist Alles."

Georg begnügte sich mit dieser Erklärung. Was kümmerte es ihn? Der Ort war einsam und verlassen... es konnte hier im Nothfall Alles geschehen... er verlangte nichts weiter.

Eine Viertelstunde später hielt der Wagen vor dem Laden des Kaufmanns Belamy, in der Straße von Vincennes, der, als er einen Wagen kommen hörte, obwohl bereits zwanzigmal getäuscht, in der Hoffnung zur Thür eilte, daß endlich ein Liebhaber für seinen Jagdpavillon kommen würde.

Herr Belamy, Kaufmann, Souslieutenant in der Nationalgarde von Vincennes, geschworener Wähler und eifriger Anhänger Louis Philipps, war ein kleiner, dicker, runder Mann mit einem nichtssagenden, schafsköpfigen Gesicht, der vollkommene Typus der kleinen conservativen Bourgeois, die sich einbilden, daß die Gesellschaft regenerirt worden sei, weil einige ihres Gleichen in die Tuillerien eingeladen worden sind. Alles ging gut nach Herrn Belamy's Ueberzeugung. In seiner Eigenschaft als alter Abonnent des Constitutionnel billigte er die Begünstigung des Clerus von Seiten der Regierung, weil es eine Religion für das Volk geben muß; als ehemaliger Liberaler lobte er die Befestigung von Paris, weil man Mittel haben mußte, das Volk an der Plünderung der Kaufleute, der großen Herrn von heute, zu verhindern; Feind aller Privilegien, hatte Herr Belamy doch zuweilen goldene Träume, in welchen er sich als Erfinder einer neuen Art der Lichtfabrication, und, nachdem er dadurch Millionair geworden, als Ritter der Ehrenlegion und Baron sah, und wie er eines Abends bei einem Minister speis'te, und dieser, ihn auf den Bauch klopfend,

sagte: „Sie müssen dem König danken, mein Herr Baron von Belamy, und dann, bei den bevorstehenden Wahlen, schlafen Sie nicht! ich sage Ihnen nichts weiter.“

„Sie wünschen, daß ich Deputirter werde,“ dachte Herr Belamy bei solchen Gelegenheiten: „ohne Zweifel, um mich zum Pair von Frankreich zu machen.“

Herr Belamy hatte vollkommen recht. Weshalb sollte er nicht Pair von Frankreich werden? Was uns anbetrifft, wir sehen nicht das geringste Hinderniß.

In der Erwartung, daß der Himmel seinen Verdiensten diese Gerechtigkeit widerfahren lassen werde, war, wie wir bereits sagten, Herr Belamy an die Thür geeilt, als er einen Wagen in der Nachbarschaft seines Hauses hatte anhalten hören.

Er empfing d'Entragues und seinen Begleiter mit dem glücklichen Lächeln selbstzufriedener Dummheit, das allen denjenigen unserer Leser bekannt sein wird, die nicht so glücklich sind, es selbst zu besitzen.

„Wir kommen des kleinen Hauses an der Chaussée nach Vincennes wegen,“ sagte Georg mit höflichem, fast achtungsvollem Ton.

Er hatte auf den ersten Blick gesehen, daß er einen Dummkopf vor sich hatte und schlug den kürzesten Weg, den der Schmeichelei, ein.

„Ach! sehr wohl, mein Herr! sehr wohl! Entzückt,

auf diese Art, Ihre Bekanntschaft zu machen! Haben Sie die Güte, ich bitte, und setzen Sie sich!“

Der Kaufmann zog zwei Stühle herbei, die er in aller Eile von Zuckerbroten und Lichtpacketen befreite.

„Der Anschlag hat uns informirt, daß man sich rücksichtlich des Verkaufs oder der Vermiethung an Sie zu wenden habe, mein Herr Belamy!“

„Sehr wohl! Sehr wohl, meine Herren!.. ich bin zu dem Einen so geneigt, wie zu dem Anderen, vorausgesetzt, daß ich meine Rechnung dabei finde.“

„Nichts ist billiger!.. Für den Augenblick wünsche ich es zu miethen und komme, um nach den Bedingungen zu fragen.“

„Natürlich!.. nichts kann natürlicher sein!.. das war das Erste, was Sie zu thun hatten!“

„Nun?“ fragte Georg, mit einem Anflug schlecht verhehlter Ungeduld.

„Nun?“ fragte Georg zum zweiten Male.

„Jährlich fünfhundert Francs,“ antwortete Herr Belamy; „Sie werden z. E.,“ fügte er, um die Höhe des Preises vergessen zu machen, hinzu, „den ausschließlichen Gebrauch des Gartens erhalten. Sie haben ihn noch nicht gesehen, aber rücksichtlich seiner Annehmlichkeit und Nutzbarkeit... es ist ein wahres Kleinod, dieser Garten! Obst, Gemüse, Blumen, ein Bosket mit einer Bank, um im Sommer sein Bier

dort zu trinken und ein Bassin, geeignet, frisches Wasser in sich aufzunehmen!“

„Das scheint mir ein wenig theuer.“

„Ach, durchaus nicht, mein Herr. Eine Besitzung, wo die Luft ausgezeichnet ist, in dieser Nähe der Hauptstadt, mit einem Brunnen im Hofe... das findet sich nicht immer Alles beisammen... doch, wenn es sein muß, werde ich etwas nachlassen... Aber zuvor, meine Herrn, wollen wir das Local in Augenschein nehmen.“

„Ja, ich glaube, das wird nothwendig sein, bevor wir lange über den Preis unterhandeln.“

„Ich werde sogleich meinen Hut holen und mich mit den Herren an Ort und Stelle begeben.“

Rosolio stieg auf den Bock und Belamy setzte sich, zur Rechten Georgs, in den Wagen.

Man besuchte das Häuschen. Es enthielt im Erdgeschoß eine kleine Küche und zwei andere Piecen, welche Herr Belamy sehr pomphaft den Eßsaal und den Gesellschaftssalon nannte. Sie waren Beide mit soliden, aber plumpen Tischen und Stühlen besetzt.

Im ersten Stock befanden sich ein großes Schlafzimmer und zwei kleinere Gemächer. Die Eintheilung war dieselbe, wie im Erdgeschoß.

Die Meubles waren von lakirtem Nußbaum,

nicht elegant, aber sauber. Im Allgemeinen waren diese Zimmer ziemlich wohnlich.

„Sie wünschen das Haus ganz meublirt zu miethen?“ fragte Belamy.“

„Ohne Zweifel!... ich werde es sogar nur unter dieser Bedinngung miethen.“

„Das macht einen Unterschied von zweihundert Francs mehr,“ sagte der Kaufmann. Außerdem muß ich Ihnen sagen, daß ich in diesem Falle, damit man das Mobiliar nicht entfernt, eine Caution von fünfhundert Francs, niedergelegt in die Hände eines Notars, zu verlangen gezwungen bin. Das ist nicht Mißtrauen, meine Herrn! Aber... Sie begreifen...“

„Das ist nicht unbillig,“ unterbrach ihn d'Entragues. „Das Haus gefällt mir, ich miethe es auf ein Jahr, bezahle den Miethzins im Voraus und werde die Caution mit derselben Zuversicht in Ihre eigenen Hände niederlegen, wie in die Casse eines Notars. Wir werden zu Ihnen zurückkehren, nehmen einen kleinen Contract mit unserer alleinigen Unterschrift auf, hinreichend zwischen Leuten, wie wir; Sie übergeben mir die Schlüssel und die Sache ist abgemacht!“

„Ach! mein Herr!“ rief der Krämer, „gestatten Sie mir, daß ich mir Glück wünsche, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Man würde sehr glücklich sein, wenn man im Handel stets mit Leuten zu thun hätte,

die . . . die . . . darf ich fragen, mit wem ich die Ehre habe? . . ."

„Ich heiße Philemon Merecot, und bin dramatischer Künstler, in's Privatleben zurückgetreten!" antwortete Georg mit seiner gewöhnlichen Geistesgegenwart.

„Dramatischer Künstler! Ausgezeichneter Beruf."

Und Herr Belamy machte Georg eine tiefe Verbeugung.

Eine Stunde später verließ Georg Vincennes, nachdem er Herrn Belamy zwölfhundert Francs in Gold ausgezahlt hatte, in seiner Tasche den Contract und die Schlüssel des Jagdpavillons.

An den Barrieren angekommen, entließ er Rosolio, nachdem er eine Zusammenkunft für den andern Tag mit ihm verabredet hatte.

In der Straße Grand-Batelière verließ er den Wagen, dessen Pferd nicht mehr weiter konnte, und ging nach der Straße Saint-Lazare, in der Absicht dem Vicomte von Nodèsmes einen Besuch zu machen, den er, seit dem Einzug in sein neues Logis, nicht mehr gesehen hatte.

Er fand Jules auf dem Hofe seines kleinen Hotels, ein schönes, braunes Pferd betrachtend, das ein Stallknecht an der Hand führte.

„Endlich, Sie!" rief der Vicomte, ihm entgegeneilend und ihm mit herzlicher Freundschaft die Hand schüttelnd. „Das macht mich wahrhaftig sehr glück-

lich . . . ich glaubte schon, Sie niemals wiederzusehen und fragte mich, in wiefern ich . . .“

„Wie so, mein Freund? Ich habe Sie nicht zu vermeiden gesucht.“

„Es sah fast so aus! Ich bin gestern, heut früh, jetzt eben bei Ihnen gewesen; stets ausgegangen... Sie müssen zugeben, daß ich das außer der Ordnung finden mußte.“

„Machen Sie mir keine Vorwürfe, ich beschwöre Sie, und glauben Sie, daß es nicht meine Schuld war . . .“

„Ich glaube Ihnen, weil ich Sie sehe, aber ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich mir einen Augenblick einbildete, Sie hätten mir Ihre Thüre verschlossen.“

„Welche Thorheit!“

„Dieser Gedanke war jedoch nur vorübergehend, wie das Aufleuchten eines Blitzstrahls.“

„Das ist ein Glück; ich würde Ihnen sonst niemals verziehen haben . . . Diejenigen, denen ich einmal meine Zuneigung geschenkt habe, dürfen nicht an mir zweifeln.“

„Aber was haben Sie während dieser zwei Tage gemacht?“

„Ich hatte Geschäfte . . . viele . . . fast zu viele Geschäfte . . . “

„Doch keine unangenehmen, hoffe ich?“ fragte Nodesmes mit theilnahmvollem Interesse.

„Unangenehme nicht, aber langweilige, absorbirende, ermüdende Geschäfte.“

„Kann ich Ihnen irgendwie nützlich sein?“

„Alles ist zu meiner Zufriedenheit abgemacht; ich danke, mein Freund!“

„Außerdem wissen Sie, daß Sie in jeder Beziehung auf mich zählen können. Es würde mir unendlich viele Freude machen, Ihnen einen Dienst erzeigen zu können.“

„Ich danke Ihnen, mein lieber Nodèsmes! . . . Ich kenne Ihre unwandelbare Zuneigung; aber Sie würden mir nicht nützlich gewesen sein können.“

„Vielleicht doch! die Freundschaft ist mächtig und erfinderisch, wenn sie aufrichtig ist.“

Georg schüttelte den Kopf.

„Wer weiß!“ fuhr Jules fort. „Um was handelt es sich? Sie können mir Alles sagen.“

„Herzensangelegenheiten, mein Freund!“ antwortete Georg mit mattem, traurigem Lächeln.

„Armer Freund!“ sagte lebhaft Nodêsmes. „Wohlan! Wenn irgend etwas Sie schmerzt, lassen Sie uns oft davon sprechen. Ich gehöre nicht zu denen, welche Schweigen für das beste Tröstungsmittel halten . . . Versprechen Sie mir, mir Ihren Kummer zu vertrauen, wenn Sie jetzt noch leiden sollten.“

„Ich verspreche es Ihnen!- Ich verspreche es ihnen! Aber für heute wünsche ich zu vergessen. —

Sprechen wir von etwas Anderem... ich bitte... ich beschwöre Sie."

„Wohlan! Besehen Sie mein Pferd; dann wollen wir mein Haus durchmustern, das heut in allen Kleinigkeiten beendet worden ist. Sie sind es, dem ich allen diesen Glanz verdanke, mein lieber d'Entragues! Ohne Ihren ausgezeichneten Geschmack, ohne Ihre grenzenlose Gefälligkeit, würde ich, Zehn gegen Eins, wahrscheinlich noch heute, in Gott weiß, welchem Hotel-garni existiren, ohne, Dank meiner Ignoranz als Provinzler! jemals den Ausweg gefunden zu haben. Sie sind in Wahrheit meine Vorsehung in Paris gewesen!"

Diese letzten Worte wurden von Jules gesprochen, während die beiden Freunde sich nach den in einem Hinterhof gelegenen Ställen begaben.

Georg billigte vollkommen die Ausführung seiner Vorschläge und Anordnungen. Dann durchwanderte man das Innere des Hotels, welches so elegant und comfortabel, als möglich, befunden wurde.

„Nun gestehen Sie, mein lieber Jules, daß Sie das Geld nicht bereuen, welches Sie zur Erreichung eines solchen Resultates ausgegeben haben."

„Nein, ich bereue es nicht, obgleich ich, unter uns gesagt, die Summe ein wenig zu stark finde... aber was geschehen ist, ist geschehen. Und weil wir einmal von Geldsachen sprechen, so kann ich Ihnen sagen, daß ich, nach Ihrem Rathe, meinem Notar in Grandville

Auftrag gegeben habe, hunderttausend Fancs bei seinem Banquier zu meiner Verfügung zu stellen."

„Das ist immer gut und vorsichtig gehandelt, obgleich ich nicht glaube, daß Sie auch nur ein Viertel davon verbrauchen," antwortete d'Entragues, der bereits daran dachte, auf welche Weise er sich einen guten Theil davon würde aneignen können.

„Glauben Sie nicht, daß es gut sein wird, sobald ich das Geld zu meiner Verfügung habe, sofort die mir geliehenen tausend Louisd'or an Herrn Salomon zurückzuzahlen?"

O, denken Sie doch nicht daran!" rief lebhaft Georg. „Ihre Wechsel sind jedenfalls bereits im Umlauf und auf der anderen Seite würde Salomon Ihnen auch nicht einen Pfennig an den Zinsen erlassen. Es ist also jedenfalls vernünftiger, Sie lassen die Gelder bei Ihrem Banquier, der Ihnen ohne Zweifel eine Summe als Interessen dafür gutschreiben wird. Beschäftigen Sie sich jetzt nicht weiter mit dieser Angelegenheit; Sie werden zur Verfallzeit Ihre Wechsel bezahlen und damit ist Alles gesagt."

„So sei es," sagte Jules mit seiner gewöhnlichen Nachgiebigkeit.

Georg war für ihn ein untrügliches Orakel.

Sie gelangten in diesem Augenblicke in den Eßsaal.

„Mein Gott," sagte Georg, „welchen wundervollen Effect bringen diese Möbels von Eichenholz hervor! Ich

kenne in ganz Paris nichts von dieser Eleganz und diesem ernsten Reichthum ...“

„Und wenn ich denke,“ unterbrach ihn Nodèsmes, „daß heute Abend eine Frau hierherkommen wird, um alle diese schönen Sachen einzuweihen! ... Aber Verzeihung, mein Freund! Ich spreche von meinem Glück ... das ist vielleicht nicht eben zart von mir, während Sie mir von Ihrem Kummer erzählen ...“

„Eine Frau?“ fragte Georg, mit dem Ausdruck meisterhaft gespielter Neugierde.

„Ja, eine Frau! sie ... Adele! meine Adele! ...“ Nodèsmes sprach diesen Namen ganz leise aus, obwohl er seit der Scene beim letzten Souper der Mazagran, seinem Freunde den glänzenden Erfolg seiner zärtlichen Bemühung bei der Witwe Lambertini, nicht mehr verbarg.

„Ach, Sie wird heute Abend hierherkommen? ... Ich gratulire von ganzem Herzen, mein Freund!“

„Armer Engel!“ antwortete Jules mit einem leidenschaftlichen Seufzer ... „Sie kommt zum ersten Male zu mir! Ist dieses Opfer nicht ein Beweis Ihrer Liebe? Ach! welche Frau! welche Frau, Georg!“

„Allerliebst.“

„Und so gut, so aufrichtig! ... und so rein, selbst in ihrem Falle, und so keusch, selbst in den Augenblicken der zärtlichsten Hingebung!“

„Ach, das ist sie Alles?“ fragte Georg, sich fast die Lippen blutig beißend, um dem unglücklichen Nodêsmes nicht geradezu unter die Nase zu lachen.

„Ja, das ist sie Alles, und noch Vieles mehr!“ antwortete Jules enthusiasmirt.

„Ich glaube Ihnen, mein Freund, und muß Ihnen gestehen, daß ich, der ich selbst nicht verliebt bin, alle diese Vorzüge geahnt habe, die Sie mir jetzt mit einem Vertrauen detailliren, wofür ich Ihnen verpflichtet bin.“

„Ich liebe sie auch mit einer Leidenschaft, mit einer Gluth ... o, wenn ich sie jemals verlieren sollte ...“

Hier unterbrach sich Jules.

„Nun?“ fragte Georg.

„Ich glaube in Wahrheit, daß ich verrückt werden würde.... Aber es ist unmöglich, sie wird mich nicht verlassen ... nicht wahr?“

„Ich glaube nicht. Wo würde sie ein Herz, wie das Ihrige, wiederfinden? so zärtlich, so treu und so ergeben?“

In diesem Augenblicke trat der Kammerdiener des Vicomte herein und sagte, seinem Herrn einen Brief übergebend:

„Ein Brief für den Herrn Vicomte!“

„Wartet man auf Antwort?“

„Nein!“

„Sie erlauben, mein Freund," sagte Jules, sich an d'Entragues wendend . . . „der Brief ist . . . von ihr . . ."

Jules zerriß den Umschlag, sah auf den Brief und augenblicklich bedeckte eine tödtliche Blässe sein eben noch so strahlendes Gesicht.

Dann begann er zu lesen. Mit jedem Worte wurde die Veränderung seiner Züge sichtbarer, und endlich ließen seine zitternden Finger den Brief zur Erde fallen.

Dann sank Jules, wie vernichtet, in einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit seinen Händen.

„Was haben Sie, was haben Sie, mein Freund?" fragte d'Entragues, halb aus Theilnahme für Nodèsmes, halb aus Unruhe für sich.

„Lesen Sie!" antwortete Jules mit dumpfer Stimme, und sich an unsere gegenwärtige Unterhaltung erinnernd, „sagen Sie mir, ob Jemand aus seinem Himmel in einen tieferen Abgrund gestürzt werden kann?"

Georg beeilte sich, den Brief aufzuheben, der zu seinen Füßen lag, und las:

„Mein Freund!

„Ich liebe Sie! Sie wissen es leider! denn ich habe es Ihnen nur zu sehr bewiesen! Aber diese Liebe, der ich nicht zu widerstehen vermochte, diese Liebe ist heute das Unglück und die Qual meines Lebens! der

Stolz meiner Seele empört sich über die Schwäche meines Herzens! . . .“

„Was, zum Teufel, soll das heißen?“ fragte Georg, sich einen Augenblick im Lesen unterbrechend, „und wer hat ihr diesen ungewöhnlichen Pathos dictirt?“

Er fuhr fort:

„Ja, mein Freund, dieses innige Gefühl, diese tiefe Liebe, diese grenzenlose Ergebenheit, die Sie mir eingeflößt haben, dies Alles hat mich zur Verzweiflung gebracht, weil es mich schuldig gemacht hat . . . sehr schuldig, o Jules!

„Für Sie habe ich meine Pflichten vergessen . . . Sie haben mich so tief fallen gemacht, daß ich mich niemals wieder erheben kann! Um Ihretwillen habe ich die süße und heitere Ruhe eines ungetheilten Herzens, den himmlischen Frieden eines vorwurfsfreien Gewissens verloren!

„Wenn ich alles dessen gedenke, was geschehen ist, und wie vermöchte ich diesen Gedanken zu verbannen? so fühle ich die Röthe tiefer Schaam meine Wangen überziehen und die eiserne Hand der Reue mein Herz zerfleischen! Gewissensbisse! O, mein Freund, erwägen Sie wohl dieses furchtbare Wort, und Sie werden vielleicht verzeihen!

„Für große Sünden, Jules, giebt's nur ein Sühnungsmittel: große und schmerzliche Büßungen.

„Ich büße jetzt für einige Tage berauschender aber

schuldvoller Lust, durch ein Leben tiefer Einsamkeit, das freudlos bis zu meinem Ende fortdauern wird.

„Ich liebe Sie noch immer, Jules! und doch gehe ich, um Sie niemals wiederzusehen.

„Beklagen Sie mich, aber schmähen Sie mich nicht!

„Ich gehe! Ich verlasse Paris, Frankreich und selbst Europa! und ohne Zweifel werde ich bald auch diese Welt verlassen, Verzeihung erhoffend, wie Magdalene, weil ich Sie viel geliebt habe, und diese Liebe tief bereuen werde.

„Wenn Sie diesen Brief empfangen, o mein noch immer geliebter Jules, werde ich schon weit von hier sein . . .

„Ich lasse Ihnen mein Herz . . . bemühen Sie sich, mich zu vergessen, was Ihnen, leider! vielleicht nicht schwer werden wird! Es giebt nichts Dauerndes in dieser Welt! Entsetzlicher Gedanke! . . . Ah! die Männer! die Männer! . . . Warum mußte ich Sie kennen lernen?

„Ich hatte die Absicht, Ihnen das Armband zurückzusenden, das Sie mir gaben . . . aber ich habe noch nicht den Muth, mich von dieser theuern Reliquie zu trennen . . . dieses letzte Opfer überstieg meine Kräfte . . . deren Rest durch diese Zeilen erschöpft worden ist.

„Adieu! Adieu! Ich werde nie aufhören, Sie zu lieben, aber Sie niemals wiedersehen.

Deine Adele.“

Nachdem Georg d'Entragues diese einzige Epistel gelesen, überkam ihn für den Augenblick eine Bestürzung, wie er sie in seinem ganzen Leben nicht empfunden hatte.

„Was soll dieses alberne Geschwätz? Welches Lösungswort hat dieses Räthsel, unbegreiflicher als das der Sphynx?"

Georg mochte suchen, so viel er wollte, er fand keine wahrscheinliche Lösung.

Er wendete sich zu Jules . . . dieser unglückliche junge Mann war von tiefem und stummem Schmerze überwältigt.

Georg richtete einige Worte an ihn, aber erhielt nur ein Zeichen zur Antwort, daß er allein zu sein wünsche.

Georg ging, sprang in das erste Cabriolet der Regie, und ließ sich nach dem Platze Ventadour fahren.

Hier erfuhr er Folgendes:

Mazagran hatte an demselben Morgen ihre Möbels verkauft, was ohne Schwierigkeit geschehen war, da das Logis im Voraus bezahlt worden war; dann war sie gegangen, ohne zu sagen, wohin, mehrere Koffer mit Kleidern und eine unbestimmte Anzahl von Hutschachteln und dergleichen mit fortnehmend.

Das Räthsel verwickelte sich mehr und mehr, die Intrigue trat in gigantischen Verhältnissen auf.

Georg, bestürzt, unruhig, wüthend, kehrte in seine Wohnung zurück. Er fühlte mit düsterer Niedergeschlagenheit, daß Nodêsmes ihm vielleicht entgehen könne.

Als er die Treppe hinaufstieg, kam ihm sein Kammerdiener entgegen und sagte ihm:

„Es ist ein Brief für den Herrn Grafen angekommen, der Herr Graf werden ihn auf dem Kamin finden. Man sagte, daß er keiner Antwort bedürfe.“

Georg eilte, vier Stufen auf einmal überspringend, die Treppe hinauf und nahm den Brief, der, wie er vorausgesehen, von Mazagran war.

„Endlich!“ rief er aus, „endlich werde ich doch etwas erfahren!“

Er erbrach das Siegel mit fieberhafter Ungeduld. Wie Allen, welche kein reines Gewissen haben, war ihm das Unbekannte unerträglich.

Wir lassen hier diesen zweiten Brief, in einem sehr verschiedenen Style folgen:

„Mein kleiner Georg!

„Du wirst mich zu allen Teufeln wünschen, für das, was ich jetzt thue. Du wirst wüthend werden, wüthend, wie sonst, wo ich mich oft vor Dir fürchtete; Du wirst sagen, daß ich eine solche und eine solche bin! Und doch, auf mein Ehrenwort! auf Mazagrans Wort! auf das Wort eines honnetten Mädchens, hast Du Unrecht!

„Das ist ein Brief, der drollig beginnt, nicht so?

„Ich ziehe den Knoten auf und ziehe ohne Pauken und Trompeten ab, wie ein Wechselagent, der Unglück gehabt hat.

„Ich will Dir sagen, weshalb und wie. Man hat keine Geheimnisse vor alten Freunden.

„Du bist sehr freundlich und gütig gegen mich gewesen. Darin lasse ich Dir Gerechtigkeit wiederfahren und werde es Dir niemals vergessen: Du hast mir eine Wohnung, Meubles, Kleider und einen Vicomten gegeben.

„Die Wohnung war comfortable, die Kleider waren schön, das Geld ausnehmend angenehm, so lange es währte, und der Vicomte ein gutes Kind, wenn auch ein wenig einfältig.

„Dennoch habe ich ihn einige Tage geliebt. Aber seine ewige Anbetung, seine veralteten Romanphrasen, seine Kindereien, Kindereien, über welche Du lachen würdest, wenn ich sie Dir erzählen wollte . . . Ich hingegen liebe die Veränderung und hatte außerdem immer Furcht, mir ein Wort entwischen zu lassen, daß ich nur Witwe von Deiner Façon sei. Kurz, diese Comödie langweilte mich so, daß ich zum Zeitvertreib meine drei Hunde heulen machte. Was willst Du? Ich bin keine Comödiantin und der Beweis dafür ist der, daß ich, trotz aller Protectionen, nicht einmal als Figurantin debütiren konnte.

„Trotzdem würde ich mich noch während einiger

Wochen gut gehalten haben; aber vor fünf bis sechs Tagen traf ich bei einer meiner Freundinnen einen jungen Mann, einen schönen, braunen, mit den prachtvollsten blauen Augen von der Welt, köstlichen Zähnen und einem allerliebsten schwarzen Bärtchen; außerdem ist er Schauspieler und hat ein Engagement nach Petersburg.

„Wir verliebten uns auf den ersten Anblick in einander und der arme Vicomte war verloren. Der Andere ist nicht so prüde. Er nimmt mich mit und wir werden ein Leben führen Nummero Eins, in Gold und Seide im Lande der Rubel und Bojaren.

„Ich werde nun bald sehen, ob es in Rußland veritable russische Prinzen giebt, oder ob die, die wir in Paris sehen, nur Theehändler sind, die ihr Vermögen vertrunken haben.

„Ich beabsichtige, meine Memoiren zu schreiben und werde Dir ein Exemplar übersenden.

„Du wirst in den ersten Kapiteln eine Rolle spielen, schlechtes Subject!

„Uebrigens hast Du Dich nicht über mich zu beklagen. Ich habe dem Vicomte einen sentimentalen Brief geschrieben, ganz nach seiner Art; er wird weinen, wie ein Kalb auf dem Fleischerwagen. Ich habe herzlich gelacht, als ich ihn aus dem „Briefsteller für Liebende“ abschrieb. Was Dich betrifft, so hätte ich bis an mein Ende Witwe bleiben mögen.

„Tröste den armen Jungen.

„Aber das ist ein trauriges Geschäft. Ah, bah! laß ihn sich allein trösten.

„Auf Wiedersehen, mein Theurer! Wir werden uns eines Tages wieder treffen! Aber selbst, wenn ich als Gemahlin des Selbstherrschers zurückkehre, werde ich immer sein „ganz die Deinige

Mazagran.“

Die Toilette Perdita's.

Um die verschiedenen Abtheilungen unserer Geschichte in Zusammenhang zu bringen, sind wir gezwungen, in die Vergangenheit einiger Stunden zurückzukehren und für den Augenblick Georg d'Entragues den verwirrten und tumultuarischen Empfindungen zu überlassen, welche die überraschenden Briefe der excentrischen Mazagran in ihm hervorgerufen hatten.

Einige Augenblicke vor der Zeit, wo der sehr wenig ehrenwerthe Dictator der Ritter vom Landsknecht sich mit seinem würdigen Acolyten Rosolio zur Fahrt nach Vincennes anschickte, deren Resultate wir kennen, trug sich im Hause der Straße de Provence, wohin wir mehr als ein Mal unsere Leser zu Mirabella, der hübschen Lorette, geführt haben, Folgendes zu.

Wir führen Sie diesmal jedoch nicht zur Letzteren, sondern in die erste Etage, in die uns noch unbekannte Wohnung Perdita's.

Es ist nicht unsere Absicht die Details dieser Wohnung zu beschreiben, die Alles in sich vereinigte, was Reichthum und Geschmack hervorzubringen vermögen.

Perdita saß in ihrem mit perlgrauem Stoffe austapezirten Schlafzimmer vor einer prachtvollen Toilette.

Das edle und schöne Gesicht des jungen Mädchens trug noch die Spuren des Unwohlseins, welches ihrer langen Ohnmacht bei Mirabella gefolgt war.

Sie war bleicher, als gewöhnlich; ihre Augen schienen noch müder, als sonst, und ein Anflug von Mattigkeit und Niedergeschlagenheit schien über ihr ganzes Wesen ausgegossen.

Und doch erhöhten diese Blässe, diese Müdigkeit, diese matten Bewegungen den Zauber der Schönheit Perdita's, indem sie dieselbe zum Ideal erhoben.

Sie war eben aufgestanden; ihre kleinen Füße, deren entzückende Form den rauhen Anstrengungen ihres abenteuerlichen Lebens widerstanden hatte, verschwanden in kleinen sammetnen Pantoffeln, mit denen man den Fuß eines Kindes hätte bekleiden können.

Ein weißes Mäntelchen verhüllte die weichen Conturen ihrer Schultern und ließ die reichen und festen Umrisse eines Busens von untadelhafter Schönheit sehen.

Eine Kammerfrau, hinter Perdita stehend, lös'te den Nachtkamm, der das Haar Perdita's zurückhielt.

Ihre langen schwarzen Locken rollten entfesselt über die Lehne des Stuhles, auf welchem sie saß.

In dieser Unordnung, vor dieser Toilette, umgeben von diesem Luxus und dieser vollkommenen Eleganz, war Perdita schön, um einen Weisen närrisch und einen Heiligen zum Sünder zu machen.

Man würde einen Tag seines Lebens gegeben haben, um ihre Zärtlichkeit zu gewinnen.

Für einen einzigen ihrer Küsse würde man sein Vermögen geopfert haben.

Man würde endlich, wie Alfred de Musset singt, um nur den Saum ihrer Mantille zu berühren, sich die Glieder haben zerbrechen lassen. *)

„Wie wünscht Madame heute coiffirt zu sein?“ fragte die Kammerfrau.

„Wie gewöhnlich,“ antwortete Perdita mit matter Stimme.

Und die gewandte Kammerfrau vereinigte das reiche Haar in zwei langen Flechten, welche sie in Gestalt einer doppelten Krone um die schöne Stirn ihrer Gebieterin wand.

Diese einfache Haartracht war entzückend. Indem sie zuerst den Reichthum dieses Haares zur Geltung

*) „Rien que pour toucher sa mantille
On se ferait rompre les os!“

brachte, paßte sie bewunderungswürdig zu dem kühnen und stolzen Ausdrucke der Schönheit Perdita's.

„Was für ein Kleid wird Madame anziehen?“ fuhr die Kammerfrau fort.

„Ein seidenes Morgenkleid von dunkler Farbe. Ich werde heute das Zimmer nicht verlassen.“

Während die Kammerfrau ging, um das Kleid aus der Garderobe zu holen, setzte sich Perdita auf einen niedrigen Divan, um langsam ihre Füße zu bekleiden.

Es wäre ein entzückender Anblick gewesen, sie einen durchsichtigen seidenen Strumpf über das feine und schöngeformte Bein, glatt, wie der Marmor einer alten Statue, ziehen zu sehen!

Perdita hatte eben ihre Toilette beendet, um das Kleid anzuziehen, welches sie stets ohne Corset trug, als discret an die Thür des Schlafzimmers angepocht wurde.

„Sehen Sie, Julie, wer an der Thür ist,“ sagte sie.

Die Kammerfrau öffnete vorsichtig die Thür und meldete dann:

„Der Herr General Carol läßt fragen, ob Madame ihn empfangen wolle.“

„Bitten Sie den General, die Güte zu haben und im Salon zu warten; ich werde in einem Augenblicke bei ihm sein.“

Man erräth aus diesen Worten, daß der General

noch keine Fortschritte in der Liebe Perdita's gemacht hatte. Die Vorwürfe und Rathschläge Mirabella's waren also ohne Erfolg geblieben.

Kaum zwei Minuten später nahm die junge Frau, vollständig angekleidet, ein Bouquet von Veilchen von Parma vom Kamin, und ging, den Strauß in der Hand, in den Salon zum General.

„Nun, mein Freund," sagte sie, die Hand des Generals ergreifend, die ihr dieser entgegenstreckte, „haben Sie seit gestern etwas erfahren?"

„Nichts, mein Kind," antwortete der General.

„Mein Gott! mein Gott! So muß ich denn jede Hoffnung aufgeben?"

„Nicht doch, obwohl alle meine Schritte bis zu diesem Augenblicke erfolglos geblieben sind. Der Graf d'Entragues hat, wie ich Ihnen bereits sagte, das Petschaft ebenfalls nicht. Seitdem habe ich alle die übrigen Mitglieder des Soupers bei Ihrer Nachbarin besucht ... und keines von ihnen hat das Kleinod in den Händen gehabt ... Aber wer weiß ... Im Augenblick, wo man es am wenigsten erwartet, kann der Zufall ..."

„Der Zufall!" unterbrach ihn schmerzlich Perdita, „... in der That, er hat mir bis heute so wohl gedient, daß es undankbar sein würde, nicht auf ihn zu zählen."

Es lag ein tiefer und bitterer Schmerz im Tone ihrer Worte. Die junge Frau schwieg einen Augenblick und fuhr dann fort:

„Der Zufall! der Zufall! Dieses verhängnißvolle Wort aussprechen, in dem sich alle Qualen meines Lebens wiederholen, heißt mir sagen, daß ich nicht mehr hoffen darf... keine Illusionen mehr! ich werde sterben, wie ich gelebt habe . . . ohne Familie!“

Und Perdita verhüllte das Gesicht mit ihren Händen und brach in ein heftiges Schluchzen aus.

Der General, neben ihr sitzend, versuchte, sie durch zärtliche Worte und Versicherungen der Ergebenheit zu beruhigen, als ein Diener, mit einem Brief in der Hand, in den Salon trat.

Der General gab ihm ein Zeichen, sich nicht an Perdita zu wenden, und nahm den Brief, dessen Adresse er mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt prüfte.

„Ein Brief für Sie, Perdita, und eine seltsame Schrift,“ sagte Herr Carol, als der Diener sich entfernt hatte.

Es war der Brief, den Georg wenige Stunden zuvor zur Post gegeben hatte.

„Ich kenne Niemanden; Niemand kennt mich, Niemand kann mir etwas Wichtiges zu schreiben haben,“ antwortete Perdita; „es ist mir sehr gleichgiltig, was der Brief enthält, und erregt nicht im Geringsten meine Neugierde.“

„Immer lesen Sie," sagte der General.

„Lesen Sie selbst, wenn Sie wollen," murmelte Perdita, „und sagen Sie mir, was er enthält, wenn Sie es für gut finden."

Der General beeilte sich, den Brief zu erbrechen. Wie alle Verliebte, war er eifersüchtig, und das Alter hatte, wie dies gewöhnlich ist, ihn in dieser Beziehung nicht geändert; er vermuthete also, daß, wenn man an Perdita schrieb, nur von einer glühenden Liebeserklärung die Rede sein konnte.

Er suchte die Unterschrift und sagte, da er keine fand:

„Es ist ein anonymer Brief."

„Ah so!" sagte Perdita gleichgiltig.

Der General las und konnte einen Ausruf der Ueberraschung nicht unterdrücken.

„Nun, was schreibt man?" fragte Perdita.

„Hören Sie, mein liebes Kind. Hören Sie, das lohnt schon der Mühe."

Und der General las den Brief mit lauter Stimme vor.

Während er las, bedeckte sich die bleiche Stirn Perdita's mit einem purpurnen Anflug; ihre Augen begannen zu leuchten; ihre Nasenlöcher schienen nicht Luft genug einathmen zu können, um ihre wogende Brust anzufüllen, und ein convulsivisches Zittern ergriff ihren Körper.

„Ist das wohl möglich? Ist das wohl möglich?“ rief sie aus. „Geben Sie schnell! Geben Sie, mein Freund! lassen Sie mich selbst lesen!“ fügte sie mit flehender Stimme hinzu.

Und dem General den Brief entreißend, begann sie mit unglaublicher Begierde zu lesen.

„Ja, ja! es ist wohl so, wie Sie sagen,“ fuhr sie mit geringerem Enthusiasmus fort; „aber wer steht mir dafür, daß nicht eine Mystification oder eine Falle dahinter steckt?“

Und der Zweifel trat an die Stelle der noch vor einigen Minuten so glühenden Hoffnung. Perdita erbleichte von Neuem und das Papier entfiel ihren zitternden Händen.

„Eine Falle?“ sagte der General; „das ist nicht wahrscheinlich, weil man gestattet, daß ich Sie begleite und nicht von Ihnen weiche.“

„Das ist wahr,“ antwortete Perdita.

„Was eine Mystification anbetrifft,“ fuhr der General fort, sich aufrichtend und seine stolze militairische Haltung annehmend, „so glaube ich nicht, daß in Paris ein Wesen athmet, das mit meinem Zorne zu spielen wagte.“

„Sie glauben also, mein Freund, daß etwas Wahres an diesen Zusicherungen ist?“

„Ich glaube wenigstens an die Möglichkeit und halte dafür, daß Sie dieselbe nicht zurückweisen dürfen.“

„Und Sie rathen mir, zu hoffen?“

„An Ihrer Stelle würde ich hoffen.“

„Und wir werden den Ball besuchen?“

„Ohne allen Zweifel.“

In diesem Augenblicke trat der Diener abermals ein und brachte den Umschlag, welcher das Billet zur Loge am nächsten Sonnabend enthielt, wie wir wissen, von d'Entragues übersandt.

„Sie sehen hier . . . Ihr geheimnißvoller Correspondent hat zur Hälfte wenigstens sein Versprechen erfüllt.“

„Der Würfel ist gefallen!“ sagte Perdita mit düsterer Entschlossenheit. „Der Zufall kommt mir zuerst in dem Augenblicke, wo ich verzweifeln wollte, zur Hilfe . . . Ich will mich noch einmal dem Zufall anvertrauen . . . Ja, mein Freund, wir werden auf diesen Ball gehen.“

„Bravo!“ rief der General. „Das nenne ich einen Entschluß fassen. Sie sind anbetungswürdig!“

„Jetzt, mein Freund,“ sagte Perdita, bei welcher der weibliche Instinct mit der neu belebten Hoffnung erwachte, „thun Sie mir den Gefallen, zu meiner Schneiderin, Mademoiselle Victorine, zu gehen und ihr zu sagen, daß Sie mir sogleich ihre erste Arbeiterin herschicken soll. Ich muß einen Domino zum Sonnabend haben, und es ist keine Minute zu verlieren.“

Der General gehorchte diesem Befehle mit der Be-

reitwilligkeit alter Liebhaber, stets entzückt, wenn sie etwas von ihm verlangte, das im Bereich seiner Mittel lag, entfernte sich, nachdem er ihr respektvoll die Hand geküßt, und ließ Perdita zwischen Furcht und Hoffnung, bestürmt von ganz anderen Gefühlen zurück, als sie jemals empfunden.

Die beiden Besuche.

Wir verließen d'Entragues in dem Augenblicke, wo er den sonderbaren Brief der unbeständigen, aber freimüthigen Mazagran empfangen hatte.

Obwohl die Entfernung der jungen Frau nicht von entscheidendem Einflusse auf die Verwirklichung der Pläne Georgs war, so verursachte sie diesem nichtsdestoweniger eine lebhafte Unruhe und Niedergeschlagenheit.

Es war ein erster Fehlschlag, eine unheimliche Vorbedeutung, und Georg wußte recht wohl, daß das Glück zuweilen giebt, um uns nachher zu verlassen. Er verlor durch den Abfall dieser Verbündeten, im Beginn des Kampfes, sein vorzüglichstes Mittel, auf Nodèsmes zu wirken, und mußte sich gerade in einer Zeit mit der durchaus nicht leichten Wiederbesetzung der Stelle Mazagrans beschäftigen, wo ernste Sorgen eine vollkommene Freiheit des Geistes nothwendig machten.

Aber d'Entragues war nicht der Mann, sich lange

von einer Beunruhigung, welcher Art sie auch sein mochte, beherrschen zu lassen. Noch immer auf die Unerschöpflichkeit der Hilfsmittel seines Geistes vertrauend, entschlossen, den Stürmen Trotz zu bieten, sagte er sich, daß es noch Zeit sein würde, ein neues Hilfsmittel zu suchen, wenn er die wichtigere und drohende Gefahr, die ihn in diesem Augenblicke beschäftigte, abgewendet haben würde. Wir meinen die Entführung und Einsperrung der armen Perdita.

Unsere Leser werden sich erinnern, daß Georg an dem Abende, wo er seine Wohnung verließ, um mit dem Grafen Abel die Wanderung zur Entdeckung Rosolio's zu unternehmen, die Ritter vom Landsknecht zu einer neuen außerordentlichen Versammlung für den folgenden Tag zusammenberufen hatte.

Alle diese würdigen Personnagen waren pünktlich erschienen. Wir halten den Augenblick zur Mittheilung dessen, was an diesem Abend im Zimmer Georgs verhandelt wurde, noch nicht für gekommen, und beschränken uns für den Augenblick darauf, zu bemerken, daß die Discussion sehr belebt war, die Sitzung sehr lange dauerte und die Gesellschaft, gegen ihre Gewohnheit, sich erst gegen zwei Uhr Morgens trennte.

An demselben Tage, d. h. am Freitage, am Tage vor dem Balle der Oper, dem Perdita beiwohnen sollte, verließ d'Entragues in der Mitte des Vormittags seine

Wohnung, um dem General Carol seinen Gegenbesuch zu machen.

Der General ließ einige Augenblicke auf sich warten, und wir wollen unseren Lesern die Ursache dieser Verzögerung seines Erscheinens erklären.

Seitdem sich der General mit der Hoffnung schmeichelte, früher oder später der glückliche Liebhaber der schönen Perdita zu werden, hatte er es sich in den Kopf gesetzt, sich zu verjüngen, und wie alle Greise, welche das Unglück haben, sich in derselben Lage zu befinden, sparte er nichts, um

„. . . . . . . des Alters
Unherstellbare Breschen auszubessern,“

wie der unsterbliche Dichter der Athalie sagt.

Und so brachte er jeden Morgen damit zu, seine kurzen ergrauenden Haare mit einem mit ägyptischem, äthiopischem oder afrikanischem Wasser befeuchteten Kamm zu striegeln und seinen silbernen Schnauz- und Backenbart mit einer von Madame Mâ erfundenen Tinctur zu benetzen.

Außerdem hatte er noch häufige Conferenzen mit seinem Schneider, den er auf die Folter spannte, um eine neue Art von Schnürlöchern und Hosenschnallen zur convenablen Zusammenziehung eines beginnenden Schmeerbauchs zu erfinden.

Aber obwohl Schnürlöcher und Hosenschnallen, un-

terstützt von einem kupfernen Gürtel in der Weste, ihr Möglichstes thaten; der General verlor weder einen Tag an seinem Alter, noch einen Zoll an seiner Dicke.

Als Georg sich bei seinem Nachbar vorstellte, befand sich dieser noch in seinem Ankleidezimmer, beschäftigt, eine dicke Lage eines neuen cosmatischen Mittels von seinem Barte zu entfernen, das er am Abend zuvor auf seinen sorgfältig auf Papilloten gewickelten Schnauzbart aufgetragen hatte.

Sei es, daß der General nicht Alles nach Vorschrift ausgeführt hatte, oder daß, wie es zuweilen geschieht, die früher angewendeten Mittel die Wirkung des neuen beeinträchtigten, gewiß ist, daß Georg nur mit äußerster Mühe ein lautes Gelächter beim Anblick des Bartes des Generals zu unterdrücken vermochte, denn dieser paradirte in der schönsten Nüance von dunkelgrün, die man sich nur denken kann: man hätte sagen können, es sei der Bart eines der bronzenen Tritonen, welche den Park von Versailles schmücken!

Herr Carol, der ein wenig kurzsichtig war, hatte dieses fatale Resultat nicht bemerkt, auch hatte sein Kammerdiener, den er an diesem Morgen gescholten, ihn nicht davon in Kenntniß gesetzt. Er strich also in vollkommener Sicherheit seinen schilfgrünen Bart.

„General," sagte d'Entragues nach den ersten Begrüßungen, „ich bin nicht allein gekommen, Ihnen für

den Besuch zu danken, den Sie mir zu machen die Güte hatten: ich habe Ihnen auch eine Bitte vorzutragen.“

„Im Voraus bewilligt, mein Herr Graf,“ antwortete verbindlich der General Carol.

„Ich habe auf morgen Abend einige Freunde zu mir eingeladen,“ fuhr Georg fort; „wir werden zwei oder drei Whisttische und, im Falle des Bedürfnisses, auch eine Bouillottafel haben. Werden Sie die Güte haben, einige Stunden in meinem Salon zuzubringen? Es werden nur Männer anwesend sein. Thee, Punsch und Cigarren, das ist das Programm; eine innere Stimme flüstert mir zu, daß dies nach Ihrem Geschmack sein wird.“

„Ich nehme Ihre Einladung an, mein Herr Graf, ich nehme sie mit der lebhaftesten Erkenntlichkeit an!“

Georg vermochte kaum eine Bewegung der Verwunderung zu unterdrücken.

„Ah! mein Gott, was sage ich doch. Ich muß um Verzeihung bitten,“ rief lebhaft der General. „Ich habe vergessen, daß morgen Sonnabend ist, und habe mich verpflichtet, Jemand zum Balle der Oper zu führen. Mein Herr Graf, glauben Sie mir, ich bin äußerst beschämt über meine Unbesonnenheit und untröstlich über dieses Zusammentreffen, das mich eines wirklichen Vergnügens beraubt.“

Ein Blitz der Freude und des Triumphs erglänzte einen Augenblick in den Augen Georgs.

D'Entragues war fast im Voraus überzeugt, eine abschlägliche Antwort vom General Carol zu erhalten, aber diese Einladung sicherte Georg, im Verein mit anderen Vorsichtsmaßregeln, den Beweis eines kostbaren Alibi für den möglichen Fall, daß aus dem Zusammentreffen der Ereignisse ein Verdacht gegen ihn geschöpft werden konnte.

„Das Bedauern ist auf meiner Seite, mein Herr Baron," antwortete Georg. „Es handelt sich wahrscheinlich um eine Frau, und die Galanterie geht allem Uebrigen vor."

„In der That," sagte der General, seine Worte mit einer Geste von anbetungswürdiger Abgeschmacktheit begleitend, „ich habe der schönen Perdita versprochen, ihr Cavalier zu sein."

„Ich beneide Sie, General, . . . da Sie aber einmal den Namen dieser reizenden Frau ausgesprochen haben, so erlaube ich mir die Frage, ob sie von den Folgen ihres Zufalls gänzlich wiederhergestellt ist?"

„Vollkommen! Es war nichts, als ein vorübergehendes Unwohlsein und ein wenig Blässe ist das einzige, was heut davon noch zu sehen ist."

„Und das Petschaft, dieses kostbare Familienkleinod, hat es sich endlich wiedergefunden?"

„Leider! nein,“ antwortete trübselig der General.

„Und wird es indiscret sein, zu fragen, ob diese, in jeder Hinsicht so interessante Person, keine Spur von ihrer Familie aufgefunden hat?“

„Weil Sie die Güte haben, sich für diese Angelegenheit zu interessiren, mein Herr Graf, so halte ich es für meine Schuldigkeit, Ihnen nicht zu verheimlichen, daß wir in diesem Augenblicke einige Hoffnung haben. Wir haben einen Faden, und wenn er in unseren Händen nicht zerreißt — —“

„Ah! um so besser! um so besser!“ rief Georg lebhaft die Hände des Generals schüttelnd.

„Und es ist gerade morgen, auf dem Balle der Oper, wo wir etwas erfahren sollen!“

„In der Oper?“ sagte Georg, anscheinend verwundert.

„Mein Gott, ja! . . . ein seltsamer Brief . . . ein geheimnißvolles Rendezvous . . .“

Der Baron unterbrach sich.

„Das ist ja ein ganzer Roman!“ sagte d'Entragues mit dem Ausdrucke des höchsten Interesses.

„Es ist in der That ein ganzer Roman, mein Herr,“ antwortete Herr Carol; „aber Sie werden mir verzeihen, wenn ich mich in diesem Augenblicke nicht weiter ausspreche . . . es handelt sich, wie Sie wissen, um ein Geheimniß, das nicht das meinige ist.“

„Ich billige durchaus Ihre Zurückhaltung,“ antwortete Georg, sich verbeugend, „und danke Ihnen für das Halbvertrauen, welches Sie die Güte hatten, mir zu bewilligen!“

Nachdem die Unterhaltung noch einige Augenblicke fortgeführt worden, verließ Georg den General, stieg in seinen Wagen und ließ sich in die Straße Saint-Dominique-Saint-Germain in das Hotel der Gesandten fahren.

Hier war, wie unsere Leser vielleicht nicht vergessen haben werden, die Familie Choisy, bei ihrer Ankunft in Paris, abgestiegen, und hier hatte ihnen Georg bereits zwei bis drei Besuche gemacht.

Herr von Choisy bewohnte mit seiner Familie und seiner aus der Normandie mitgebrachten Dienerschaft ein ziemlich comfortables Logis auf der Hinterseite des Hauses: die Provinzler hassen das Wagengeräusch; sie haben so oft in ihren Winterabendgesellschaften auf dem Lande davon gesprochen.

Als Georg erschien, wurde er von einer dicken, frischen, normännischen Kammerfrau mit dem freundlichen Lächeln empfangen, welches, auf dem Gesicht ehrenwerther Dienstboten, bedeutet, daß ihre Gebieter entzückt sein werden, den Gast zu empfangen und daß sie sich oft von ihm unterhalten.

Georg kannte dieses Anzeichen und fühlte sich in seinem Herzen lebhaft erfreut.

Das Tableaux, welches sich Georg im Augenblicke seines Eintrittes darbot, glich ganz demjenigen, welches er einige Wochen zuvor bei seinem Besuche in Choisy gesehen hatte.

Der Herr von Choisy lag in einer Bergère an der Seite des Kamins und las mit größerer Begierde, als je, die Gazette de France, das Echo Français, le France, die Quotidienne und die Mode, was ihm die Genugthuung verschaffte, fünfmal hinter einander dieselben Neuigkeiten zu finden.

Madame de Choisy saß in einer zweiten Bergère, an der anderen Seite des Kamins, beschäftigt, Perlen aufzufädeln, zu einer Börse für die Comtesse von Brissal, bei ihrer Rückkehr in die Normandie, bestimmt.

Esther endlich saß an einem der Fenster des Salons und malte an einer aus dem Gedächtniß entworfenen Ansicht des Schlosses Lussac, ebenfalls eine Ueberraschung, welche man der guten Kanonissin bestimmt hatte.

Die Kammerfrau hatte den Grafen d'Entragues gemeldet.

Ein Bewegung freudiger Ueberraschung folgte unmittelbar dieser Meldung.

Der Herr von Choisy verließ schwerfällig seine Bergère, ging Georg einige Schritte entgegen, schüttelte ihm freundschaftlich die Hand und sagte:

„Welcher glückliche Zufall verschafft uns Ihren angenehmen Besuch? denn in der That, Sie machen sich entsetzlich selten, mein lieber Cousin!“

Man erinnert sich dieser so gewandt von Herrn von Choisy erfundenen Vetterschaft.

„Glauben Sie, mein theurer Cousin,“ antwortete Georg, „wenn es von mir abgehangen hätte, so würde ich mich nicht so lange des Vergnügens beraubt haben, Sie zu sehen; aber eine nothwendige Reise hielt mich einige Tage von Paris entfernt . . . eine Geschäftsreise . . . gestatten Sie mir, den Damen meine Huldigung darzubringen.“

Und Georg, den Herrn von Choisy verlassend, der ihn anfangs ganz allein in Beschlag genommen, ging, um Madame von Choisy und dann Esther zu begrüßen, die sich mit tiefem Erröthen halb verneigte.

„Welches kostbare Bild malen Sie da, gnädiges Fräulein?“ rief Georg, die Arbeit Esthers betrachtend, „und wie stolz und glücklich wird meine gute Tante sein, wenn sie vernimmt, ein wie treues Andenken Sie ihrem Wohnort bewahrt haben!“

Die Röthe Esthers steigerte sich zur purpurnen Gluth.

„Apropos! Madame von Brisjal,“ unterbrach Herr von Choisy das Gespräch sehr wenig, „àpropos! haben Sie lange keine Nachrichten von ihr?“

„Seit mehreren Tagen nicht; aber ich erwarte, mit jedem Courier welche zu empfangen.“

„Welche liebenswürdige und geistreiche Frau!“ antwortete Herr von Choisy. „Diese Typen findet man nur in alten Familien, wie die unsrige; das liegt im Blute! Ohne den Adel kein Heil! Ich habe darüber so meine besonderen Gedanken.“

Georg, der sehr mit Recht fürchtete, von Herrn von Choisy in eine lange Unterhaltung über den Erbadel verwickelt zu werden, beeilte sich, den Gegenstand des Gesprächs zu ändern, indem er Mademoiselle Esther fragte, ob der Aufenthalt in Paris ihren Erwartungen entspreche.

„Ohne Zweifel! ohne Zweifel!“ antwortete mitleidslos der alte Krautjunker; „dieses kleine Mädchen ist entzückt, von Zeit zu Zeit zum Balle zu gehen . . . wir führen sie übrigens selten genug aus, weil mich mein verfluchter Rheumatismus quält und ihre Mutter nicht ohne mich ausgehen will . . . Ah! wenn ich meinen Rheumatismus nicht hätte . . . Apropos, habe ich Ihnen schon erzählt, auf welche Weise ich mir mein erstes Lendenweh zuzog? Es ist sehr sonderbar. Denken Sie sich, vor ungefähr fünf Jahren, bei einer Entenjagd im Herbst, die sechs Stunden bei einer Bärenkälte gedauert . . .“

„Ich glaube schon das Vergnügen gehabt zu haben, Sie von dieser Jagd und ihren traurigen Folgen

erzählen zu hören," unterbrach d'Entragues den unermüdlichen Schwätzer.

„Es ist wahr! Es ist wahr! Ich erinnere mich jetzt . . . ich sagte also . . . was sagte ich doch? . . . Ah! vom Besuch der Bälle; Esther tanzt gern . . . Was wollen Sie anders? . . . Es ist das Vergnügen ihres Alters . . . Warten Sie, wir haben just für die nächste Mittwoch eine Einladung zu Lady Wighmorland: man sagt, es soll ein charmantes Haus sein. Werden Sie auch dort sein, mein lieber Cousin?"

„Ohne Zweifel," antworte Georg, der sich sogleich durch den Vicomte von Sanluces bei Lady Wighmorland vorstellen lassen mußte.

„Das wird das erste Mal sein, wo wir uns in Gesellschaft treffen," antwortete der Herr von Choisy. „Tanzen Sie?"

„Nicht für gewöhnlich, aber ich werde sicher tanzen, wenn Fräulein Esther mir die Ehre zu Theil werden läßt, mir einen Contretanz zu bewilligen. Darf ich hoffen, mein gnädiges Fräulein?" fügte Georg, sich an die junge Dame wendend, hinzu, die, ein schüchternes Ja flüsternd, von Neuem erröthete.

„Sie wird gewiß sehr zufrieden damit sein," erwiederte der Herr von Choisy, stets bereit, die Unterhaltung kreuz und quer zu unterbrechen; „ich glaube sogar, sie ist im Stande, Sie nach dem ersten Contretanz

um einen zweiten zu bitten . . . unter Verwandten hat das nichts zu bedeuten . . .“

„Ich werde mich also an Madame von Choisy wenden, um von ihr die Erlaubniß zu erbitten, Fräulein Esther zur Mittwoch ein Bouquet übersenden zu dürfen.“

„Natürlich! natürlich!“ rief der Herr von Choisy; „denn, wie ich bereits erwähnte, steht solchen Sachen unter Verwandten durchaus nichts im Wege.“

Und das Gesicht des würdigen Normanns, schon bei der Ankunft Georgs sich aufheiternd, wurde mit jedem Augenblicke strahlender. Mit dem Bouquet erwartet man eine Liebeserklärung, und von dieser bis zur Hochzeit war, nach der Ansicht des Herrn von Choisy, nicht mehr weit.

Was Esther anbetrifft, so hatte sie sich wieder an ihre Arbeit gesetzt, um die Verlegenheit zu verbergen, in welche sie durch diese Unterhaltung gebracht wurde; sie war so aufgeregt und unruhig, daß sie scharlachroth auf ihren Himmel brachte, und die Fenster des Schlosses Lussac hellgelb färbte.

Nachdem die Unterhaltung, unaufhörlich vom Herrn von Choisy unterbrochen, einige Zeit gewährt hatte, flüsterte Frau von Choisy, in dem Augenblicke, wo Georg sich erhob, um sich zu entfernen, einige Worte in das Ohr ihres Gemahls, und d'Entragues wurde in so herzlicher Weise zum Diner zurückbehalten, daß es ihm

unmöglich war, diese Einladung abzulehnen, die ihm übrigens nicht unwillkommen war.

Er verbrachte also den Abend im Hotel der Gesandten, und als er sich, nach Verabredungen für den Ball bei Lady Wighmorland, entfernte, fragte sich Herr von Choisy, ob der Moment jetzt gekommen sei, an die Ausstattung seiner Tochter zu denken und in die Zipfel der Taschentücher der Verlobten das vereinigte Wappen der d'Entragues' und der Choisy' sticken zu lassen.

Der Ball der Oper.

Am Sonnabend, um neun Uhr Abends, waren die Ritter vom Landsknecht beim Grafen von Entragues versammelt.

Spieltische waren im Salon aufgestellt, obwohl vollkommen unnütz, denn diese Herrn, unter sich, fühlten durchaus kein Verlangen, ihre Wissenschaft einer gegen den andern zu versuchen und sich gegenseitig zu bestehlen.

Georg hatte übrigens seine Collegen nur zusammenberufen, um sich den Anschein zu geben, als habe er in dieser Nacht Gesellschaft bei sich. Er wollte den General Carol, dessen Wohnung, wie wir wissen, in denselben Hof hinausging, glauben machen, daß die Soiree, zu welcher Georg ihn eingeladen, wirklich stattgefunden habe.

Mit dem Eintreten der Mitternacht war dieser Zweck erreicht. Das Rollen eines Wagens hatte schon

lange vorher die Entfernung des Generals verkündigt, die Ritter vom Landsknecht begannen sich einer nach dem andern zu entfernen und Georg d'Entragues sich in einen alten Palletot und den Shwal hüllend, den wir bereits kennen, verließ endlich auch seine Wohnung, den Baron Aymeric von Croisette und den Prinzen Krakopoulof am Kamin zurücklassend, welche rauchend, schlummernd und eine unbestimmte Anzahl von Grogs vertilgend, den Rest der Nacht hier verbrachten.

Georg hatte die erste Citadine, die ihm begegnete, angehalten, um sich nach der Straße d'Amboise zu Rosolio zu begeben, wo Amor und der Heisere bereits angelangt waren und wo wir sie für einige Augenblicke lassen wollen.

Es war um ein Uhr Morgens.

Der Himmel war rein und die Sterne glänzten. Der Frost war nach Sonnenuntergang ziemlich heftig geworden und der Asphalt des Boulevards war trocken und staubig, wie im Sommer.

In der ganzen Länge der Straße Lepelletier erleuchteten die Gasflammen à giorno die Façaden der Häuser und das Peristyle der Oper war wie ein Lichtmeer illuminirt.

Lärmen, Tumult, Freude und Trunkenheit von allen Seiten!

Die Municipalgarden brüsteten sich in der Mitte einer unverschämten, buntscheckigen Menge mit ihrer plumpen Uniform.

Von Secunde zu Secunde spien eine Menge von Wagen von allen Arten und allen Gestalten neue Ankömmlinge aus, bald vor dem Vestibul des Theaters, bald vor den beiden Eingängen in der Passage, die nach dem Boulevard führt.

Ein ironisches Geschrei empfing die Dominos, die, aus einem alten gebrechlichen Fiacer steigend, ein übelgestaltetes Bein, oder ein lächerliches oder veraltetes Costüm zeigten.

Aus dem Café Anglais, dem Café de Paris, dem goldenen Hause und allen Restaurationen der nächsten Umgebung strömten Gruppen, die leicht betrunken, oder es zu sein affectirend, sich auf dem Trottoir einen Vorgeschmack der Pariser Cachuca verschafften.

Vom Ambigu bis zur Straße Lepelletier, und von der Oper bis zum Platz de la Madeleine wogten Masken, elegant oder gemein, sauber oder schmutzig, zu Fuß oder zu Wagen, allein oder in Gruppen auf und nieder.

Unter jedem Palletot erblickte man eine blaue oder rothe Schärpe.

Jede Nase war falsch.

Alle Bärte waren aufgeklebt.

Paris ist betrunken! Paris ist im Delirium! Paris ist toll geworden! Alles, was sich hier dreht, drängt,

schimpft und droht, denkt nicht an morgen. Es ist Ball in der Oper!

Eine Viertelstunde nach Eins ungefähr, hielt ein Coupé vor dem Vestibul der königlichen Academie der Musik. Perdita stieg, vom General begleitet, heraus... die Menge war dichter und lärmender, als je.

Die junge Frau trug einen kostbaren Domino von rother Seide, dessen Capuchon reich mit kostbaren englischen Spitzen besetzt war.

Ihr Gesicht war mit einer Halbmaske von schwarzem Sammet bedeckt.

Der General Carol war in einen weiten, schwarzen Domino gehüllt, den er über seinen Kleidern trug; sein Gesicht war gänzlich unter einer Maske versteckt.

Noch um seine Gemahlin trauernd, hatte er es für unschicklich gehalten, sich mit einer Person, die man für seine Maitresse ansehen konnte, in der Mitte dieser Saturnalien mit unbedecktem Gesicht zu zeigen.

Es war übrigens seit seinem Duell mit dem unglücklichen Charles Roger das erste Mal, daß er wieder an diesem Orte tragischen Andenkens erschien; in der That vermochte er sich einer tiefen und schmerzlichen Bewegung nicht zu erwehren, als er das Vestibul durchschritt, wo ihn Alles an das schmerzlichste Ereigniß seines Lebens erinnerte.

Der General und Perdita traten in die Loge, zu welcher ihnen das Billet auf so geheimnißvolle Weise übersandt worden war, und schlossen die Thür hinter sich.

Um zwei Uhr, weniger fünf Minuten, versammelten sich sechs maskirte Personen in einem der Winkel des Corridors zum dritten Range und besprachen sich einige Augenblicke mit leiser Stimme.

Die eine dieser Personen, mit eleganter und vornehmer Haltung, trug mit vollkommener Grazie ein reich mit Gold und Silber gesticktes Palikarencostüm;

die zweite, ein Mann von großer Figur, mit leicht bemerkbarer Anlage zum Schmeerbauch, war, wie der General Carol, in einen schwarzen Domino gehüllt;

die dritte trug das Costüm eines Debardeurs;

die vierte das eines französischen Gardisten;

die fünfte das eines Musketiers;

die sechste endlich das eines Trödlers der Hallen.

Der Palikare und der Domino hatten Halbmasken mit langen seidenen Bärten vor dem Gesicht.

Die vier Andern trugen falsche Nasen von ungeheurer Größe.

Mit dem Schlage Zwei klopfte der Palikare an die Loge Perdita's.

„Was wollen Sie?“ fragte der General Carol.

„Stephan und Perdita!“ antwortete der Palikare.

Die Thür wurde geöffnet und die Maske trat ein.

Der General machte Miene, sich aus Discretion in einen Winkel der Loge zurückzuziehen.

„Sie können bleiben, mein Herr Baron,“ sagte der Palikare. „Sie sollen Alles hören, was ich Madame zu sagen habe und was nicht lange dauern wird.“

Die Stimme des Palikaren zitterte.

„Ach! mein Herr,“ sagte Perdita sich zu ihm wendend, „Sie haben mir also Mittheilungen über meine Familie zu machen? Sprechen Sie, sprechen Sie schnell.“

„Kennen Sie dies, Madame?“ fragte der Palikare, aus der Tasche seiner dunklen Weste einen Gegenstand nehmend und Perdita überreichend.

Es war ein großes und altes Petschaft von Silber.

„Ein ähnliches Wappen wie das, was ich verloren habe,“ sagte Perdita, mit fast erstickter Stimme.

„Ich weiß nicht, ob Sie ein Petschaft verloren haben, aber ich schwöre Ihnen, daß dies das Wappen Ihrer Familie ist.“

Und der Palikare streckte die Hand aus, um das Petschaft zurückzunehmen.

„Und weshalb wollen Sie es mir nicht lassen, mein Herr?“ fragte Perdita mit Bedauern.

„Es wird Ihnen sogleich gehören,“ antwortete

die Maske; „aber ein Anderer, als ich, muß es Ihnen geben.“

„Ein Anderer?“

„Ja!“

„Wer?“

„Fassen Sie Muth, Madame... die Freude tödtet, wie der Schmerz, wenn sie menschliche Erwartungen übersteigen... und das, was ich Ihnen mittheilte...“

„Aber was? was?“ fragte Perdita, die ihre Ungeduld nicht mehr zu mäßigen vermochte.

„Ihre Mutter ...“

„Meine Mutter ... Meine Mutter! Ich habe eine Mutter! Ich werde meine Mutter sehen!!! Ich! Ich! Ich!..“

„Sie erwartet Sie.“

„Sie erwartet mich?“ Und Perdita erhob sich zur Hälfte von ihrem Fauteuil. „Ist es möglich? Und Sie täuschen mich nicht?“

„Sie erwartet Sie, Madame... Kommen Sie mit mir und Sie werden Sie sehen... Ich werde Sie in Ihre Arme führen.“

„Gehen wir, meine Herren! Gehen wir schnell.“

Und diesmal erhob sie sich ganz und machte einen Schritt gegen die Thür.

„Allein?“ sagte lebhaft der General, dessen Mißtrauen plötzlich erwacht war.

„Nicht allein; mit Ihnen, mein Herr!“ antwortete

der Palikare. „Ich zählte auf Ihre Anwesenheit . . . sie ist nothwendig.“

Trotz dieser Worte war der General sehr in Verlegenheit. Unter welchem Titel sollte er diesem Wiedersehen zwischen Mutter und Tochter beiwohnen? Was sollte er sagen und wer konnte voraussehen, wohin dieser äußerste Schritt ihn führen konnte?

„Aber kann das nicht auf morgen verschoben werden?“ fragte er zögernd.

„Jetzt oder niemals!“ antwortete ernst der Palikare. „Was in diesem Augenblick möglich ist, wird es morgen vielleicht nicht mehr sein. Das Schicksal hat Geheimnisse, die es respectirt sehen will.“

„Aber so kommen Sie doch!“ rief Perdita, welche den General mit fortzuziehen suchte.

Dieser, der Perdita nicht mit dem maskirten Unbekannten allein lassen wollte, entschloß sich, ihm auf die Gefahr Alles dessen hin, was geschehen konnte, zu folgen.

Alle Drei verließen die Loge.

„Erzeigen Sie mir die Ehre, meinen Arm anzunehmen,“ sagte die Maske.

Perdita stützte sich zitternd auf den Arm des Palikaren.

Der General marschirte mit militairischer Haltung hinter ihnen.

So gelangten sie zum Anfang der Treppe.

Der Palikare und Perdita stiegen die ersten Stufen hinab und der General schickte sich an, ein Gleiches zu thun.

In diesem Augenblick warfen sich vier anscheinend betrunkene Individuen, ein Musketier, ein französischer Gardist, ein Trödler der Halle und ein Debardeur, sich einander an den Armen haltend, mit lautem Geschrei dem General in den Weg.

Der Letztere wollte sie zurückstoßen, um sich den Weg frei zu machen; aber die Hartnäckigkeit der Betrunkenen ist sprichwörtlich. Sie umringten, sich die Hände reichend, den unglücklichen General und zogen ihn, trotz seines Zornes und seiner Drohung einige Schritte in die dichte Menge zurück.

Der General wollte seine Stimme erheben, um den Tumult zu überschreien, aber Geheul und Gelächter machten ihm dies unmöglich.

Der Palikar und Perdita stiegen die große Treppe hinab.

Im Vestibul angelangt, drehte sich die junge Frau um, und bemerkte, fünf oder sechs Schritte hinter sich, einen schwarzen Domino, den sie für den General hielt.

Dieser Domino war ihnen von dem Augenblick an gefolgt, wo der General von den vier Betrunkenen gehalten wurde.

„Hierher“ sagte der Palikare.

Perdita durchschritt mit ihrem Führer die Passage der Oper.

Der schwarze Domino folgte in kurzer Entfernung.

Ein Neger hielt den Schlag dieses Wagens offen.

Steigen Sie ein, Madame; steigen Sie ein, mein Herr Baron!“ sagte der Palikare.

Perdita stieg, gefolgt von dem schwarzen Domino, ein.

Der Neger schloß den Schlag, sprang zum Kutscher auf den Bock und der Wagen fuhr mit außergewöhnlicher Schnelligkeit in der Richtung des Faubourg.

Fünf Minuten später gelangte der General in einem wahrhaft verzweifelten Zustande unter das Peristyl der Oper und fragte alle Welt nach einem Palikaren und einem schwarzen Domino.

Aber Niemand hatte sie gesehen.

Lady Wighmorland.

Würden wir dem Wohlwollen unserer Leser zu viel zumuthen, wenn wir uns mit der Hoffnung schmeicheln, daß sie nicht bis zum ersten Kapitel dieser Abtheilung gelangt sind, ohne an einer, der von uns auf die Bühne gebrachten Personen und besonders an der schönen und unglücklichen Perdita ein mehr oder weniger lebhaftes Interesse zu nehmen? Wir beantworten diese Frage kühnlich mit Nein!

Wir kündigen Ihnen deshalb nicht ohne eine gewisse Unruhe an, daß wir gezwungen sind, unsere Heldin, die vielleicht ihre Theilnahme gewonnen hat, für längere Zeit gerade in dem Augenblick zu verlassen, wo ihre Lage gefährlicher ist, als in den gefahrvollsten Situationen ihrer abenteuerlichen Existenz.

Gewiß, als Marie d'Entragues in die unreinen und verbrecherischen Hände der Gouâpe und Jacobs fiel; als sie später das Unglück hatte, Männer, wie den

Graf von Fly, den alten Starosten und selbst Stephan auf ihrem Wege zu treffen; als ein Irrthum der Justiz sie auf das Schaffot bringen konnte, als sie endlich, überall und von Allen zurückgestoßen, keine Zuflucht, als in dem infamen Hause der Gouâpe finden konnte: gewiß schwebte sie damals in großer Gefahr; aber wer möchte läugnen, daß sie damals doch noch besser daran war, als jetzt in den Händen Georgs, dieses lieblosen und verhärteten Bösewichts, der vor keinem Verbrechen zurückbebte, wenn es für den Erfolg seiner Pläne nützlich sein konnte.

Dennoch müssen wir Perdita, wie wir bereits erwähnten, jetzt verlassen, um sie in die aristokratischen Salons der Lady Wighmorland zu führen, wo sie Georg wiederfinden werden.

Man wird sich erinnern, daß der Herr von Choisy den jungen und schönen Edelmann, den er bereits als seinen Schwiegersohn betrachtete, ersucht hatte, am folgenden Sonnabend auf dem Balle zu erscheinen, mit dem Lady Wighmorland ihr Haus eröffnete.

Lady Wighmorland, Pairesse von England und folglich eine Dame von hohem Range, war eine der vornehmen Fremden, welche gleich strahlenden Meteoren eine Saison hindurch am Himmel der Pariser Gesell-

schaft glänzen, die sich ihnen anfangs in unwürdiger Zudringlichkeit an den Hals wirft, um sie später, wenn ihre frivole Neugierde befriedigt ist, was stets sehr bald geschieht, gewissen- und mitleidslos herabzusetzen und zu verdammen.

d'Entragues war anfänglich entschlossen gewesen, sich der Lady Wighmorland durch den Vicomte von Sanluces vorstellen zu lassen; aber während der Zeit, die zwischen seinem Besuch bei den Choisy's und dem fraglichen Sonnabend lag, war Georg zu der Ansicht gelangt, daß seine Einführung durch einen älteren Herrn, wie den Herrn von Choisy, größere Bedeutung haben würde. Er hatte also an den alten Krautjunker geschrieben und ihn gebeten, ihm bei Lady Wighmorland zum Vorsteller zu dienen. Dieses Arrangement hatte außerdem noch den kostbaren Vortheil, sein intimes Verhältniß zu den Eltern Esthers vor der Gesellschaft zur Schau zu stellen, die nicht ermangeln würde, gewisse Folgerungen daraus zu ziehen. Georg wußte recht wohl, daß nichts mehr zur Herbeiführung eines Heirathscontractes beiträgt, als das öffentliche Gerede davon.

Es ist fast überflüssig, hier zu erwähnen, daß die Bitte des Grafen den Herrn von Choisy mit großer Freude erfüllte. Einen vornehmen Edelmann einer großen Dame vorzustellen, ihn als Verwandter vorzustellen, das war um den Kopf zu verlieren. Das Einzige, was den

Herrn von Choisy bei dieser Gelegenheit rettete, war, daß er zu dumm war, um närrisch zu werden.

Georg, der, inmitten seiner persönlichen Interessen, niemals, die der Gesellschaft der Landsknechte aus den Augen verlor, veranlaßte, in seiner Eigenschaft als Dictator, den Vicomte von Sanluces, an seiner Stelle Lord William Stloobomby, den ehemaligen Secrètair des Ordens während der Präsidentschaft des Barons von Croisette, bei Lady Wighmorland einzuführen.

Im Vorbeigehen wollen wir noch erwähnen, daß der Vicomte von Nodèsmes immer noch die Flucht seiner tugendhaften Witwe in tiefer Abgeschiedenheit betrauerte, und daß Georg ernstlich daran dachte, die Stelle der unbeständigen Mazagran im Herzen des Vicomte durch eine geeignete Persönlichkeit zu ersetzen; denn bei dem dermaligen Stande der Dinge war es nothwendiger und unerläßlicher, als jemals, daß Georg eine vollständige Herrschaft über den Geist seines jungen und aufrichtigen Freundes behielt. Alles war vernichtet, oder wenigstens gefährdet, wenn Jules eine Maitresse erhielt, die Georg ihm nicht gegeben hatte.

Der Sonnabend erschien.

Um neun Uhr begab sich der Graf d'Entragues in das Hotel der Gesandten, um sich zur Verfügung des Herrn und der Madame von Choisy zu stellen.

Seine Erscheinung war untadelhaft elegant und er trug im Knopfloche eine prächtige Camelie, ähnlich

derjenigen, die Esther am Tage seines Besuchs in Choisy zu seinen Füßen hatte niederfallen lassen.

Es ist ein trauriger Gedanke, die gewandte und herzlose Rouerie bis zur Nachahmung der zartesten Empfindungen getrieben zu sehen.

Als Esther die Camelie sahe, erleuchtete plötzlich ein Strahl seliger Freude ihr Gesicht. Belebt durch diese Aufregung im frischen Schmucke der Jugend, war Esther hinreißend schön.

Die reichen Flechten ihrer kastanienbraunen Haare, die ihre hohe und klare Stirn umgaben, und ihre erröthenden, sammetnen Wangen, hatten zum einzigen Schmucke nur eine Camelie, ähnlich derjenigen, welche Georg im Knopfloche trug.

Die schüchterne Jungfrau hatte denselben Gedanken gehabt, als der ausschweifende Roué.

Die reine und uneigennützige Liebe hatte sich mit der listigen und berechnenden Leidenschaft in derselben Eingebung begegnet.

Georg erstaunte über die Schönheit Esthers, aber nicht wie ein Liebender, sondern wie ein Künstler über die Vollendung eines Kunstproducts staunt, und wenn er sie bewunderte, so kam es ihm nicht in den Sinn, daß dieses keusche und süße Madonnengesicht nicht geschaffen sein könne, um an einem so schuldvollen Herzen, als das seinige, zu ruhen . . . Er sagte sich nicht:

„Ich bin ein Elender, dieses junge Geschöpf mit mir in den Abgrund ziehen zu wollen!“

Um zehn Uhr begaben sich Herr und Madame von Choisy, Esther und Georg nach dem Faubourg Saint=Honore, wo das Hotel der Lady Wighmorland lag.

Man weiß, daß die Engländer eine besondere Vorliebe für dieses Viertel haben, von wo aus sie, Dank der Nachbarschaft der eliseischen Felder, ihre Liebhaberei am Spazierengehen befriedigen können, welcher sie die blendende Frische ihres Teints, und die nicht eben verführerische Größe ihrer Füße verdanken.

Wir haben nicht die Absicht, unsern Lesern mit der langen und langweiligen Beschreibung dieses Balles zur Last zu fallen.

Diese Beschreibungen sind tausendmal dagewesen und werden noch tausendmal vorkommen; überlassen wir diese schwachen Hilfsmittel den Blaustrümpfen und den Romantikern, welche dadurch glauben machen wollen, daß sie in der großen Welt zugelassen seien.

Was die Gesellschaft der Lady Wighmorland anbetrifft, so fürchten wir uns eines etwas verbrauchten Ausdruckes zu bedienen, wenn wir diesmal jedoch mit Wahrheit sagen, daß ganz Paris an diesem Abend bei ihr war.

In der That vereinigten die weiten Säle ihres

Hotels Alles, was Paris in der Politik, in der Literatur, in der Künstlerwelt hat.

Man sah große Herrn und Pairs von Frankreich;

Leute von Geist und Deputirte;

Diplomaten und Börsenmänner;

Alte Prüden und junge Koketten;

Minister und Romantiker;

Töchter von reichen Finanzleuten, auf der Jagd nach Männern, die sie wenigstens zu Gräfinnen machen könnten;

Große Damen, welche die Vorurtheile der Geburt mit Füßen getreten hatten;

Und eine Menge anderer Individuen, deren Aufzählung für uns zu lange dauern würde.

Ganz Paris war also bei Lady Wighmorland.

Die Gebieterin des Hauses war eine Dame von etwa dreißig Jahreu, mehr schön, als lieblich, von seltener Auszeichnung der Sprache und der Manieren, geistreich und boshaft, wie man sagte.

Da übrigens Lady Wighmorland in unserer Geschichte nur eine untergeordnete Rolle spielen wird, so wollen wir, für den Augenblick wenigstens, uns nicht länger bei ihr aufhalten.

Die hübschesten Frauen und die reizendsten Mädchen Frankreichs, Englands und anderer Länder, bildeten eine frische, blendende, duftende Guirlande, und doch wurde in der Mitte aller dieser Schönheit, Grazie und Eleganz Esther von Choisy bemerkt.

Allerdings fand man sie ein wenig nach der Provinz; es fehlte ihr der bewunderungswürdige Aplomb der Pariserinnen, die sich in ihrem Elemente fühlen und mit ruhigem und sicherem Blicke alle Chancen ihres Schicksals überschauen; aber es lag so viel Naivetät in ihrem Blicke, etwas so reines in den Wellenlinien ihres Gesichts, daß die glänzendsten Modemänner sie um die Gunst eines Contretanzes baten, welche mit schüchterner, reizvoller Grazie gewährt wurde.

Aber, wie wir wissen, war Georg d'Entragues zuerst eingeschrieben und kam, sein Recht geltend zu machen, welches Esther ihm streitig zu machen gewiß nicht geneigt war.

Hier befand sich Georg zum ersten Mal allein mit dem jungen Mädchen, so geneigt, ihn zu lieben. Denn alle Mütter, die in mehr oder weniger rothen Turbans auf den Bällen zur Ueberwachung ihrer Töchter erscheinen, wissen, daß ein Contretanz ein tête-à-tête ist.

So konnte der edle Graf d'Entragues, zugleich geschützt von dem Geräusch und der Menge, leidenschaftliche Worte in das Ohr des schönen Mädchens flüstern, sie mit seinen tiefen und brennenden Blicken magnetisiren, während die Töne einer rauschenden Musik, die parfürmirte Atmosphäre an und für sich schon dieses reine Herz mit ungekannter Aufregung erfüllten.

Als Georg Esther zu ihrer Mutter zurückführte, bemerkte Madame von Choisy, daß das arme Kind wie

eine Grasmücke zitterte, die einen Falken über sich in der Luft schweben sieht. Aber sie beunruhigte sich deshalb nicht, sondern wechselte vielmehr einen Blick mit ihrem Gatten, der sichtbarlich die Worte ausdrückte: „dies geht bewunderungswürdig gut.“

Georg bemerkte diesen Blick und zog den Schluß daraus, daß die Entfernung Perdita's jetzt dringender sei, als jemals.

Brütend über diesem Gedanken, und da er nur noch für den zehnten Contretanz bei Esther eingeschrieben war, entfernte sich Georg, um den Vicomte von Sanluces und Lord William Stloobomby aufzusuchen, und sich mit ihnen über den Gegenstand zu unterhalten, der ihm jetzt am meisten am Herzen lag.

In dem Augenblick, wo er sich anschickte in den Spielsaal zu gehen, wo er mit Sicherheit darauf rechnen durfte, die beiden Ordensbrüder zu finden, kündigte, das Geräusch übertönend, die Stimme eines Thürhüters an:

„Der Herr Herzog und Madame, die Herzogin von Sandoval!“

Sogleich machte sich eine lebhafte Bewegung in der Menge bemerklich, welche die Säle erfüllte.

Die zahlreichen Gäste der Wighmorland wichen zur Seite und erhoben sich auf die Fußspitzen, um über die Schultern oder die Köpfe ihrer Nachbarn hinwegsehen zu können.

Das kam daher, weil der Herzogin von Sandoval der Ruf der Schönheit und Sonderbarkeit vorausgegangen war, so daß man schon lange vor ihrer Ankunft in Paris von ihr sprach.

Die Frauen erwarteten sie, um sie herabzusetzen, und die Männer, um ihr den Hof zu machen.

In der That war das Erstaunen allgemein, als man, unter dem Vortritt des Herzogs von Sandoval, eine ganz junge Frau, mit weißem und rosigem Gesicht erscheinen sah, deren prachtvolles, goldgelbes Haar in langen Flechten um ihre Stirn gewunden war.

Rücksichtlich der Grazie ihrer Erscheinung, der Vollkommenheit ihrer Formen, der Eleganz und Vornehmheit ihrer Toilette ließ die Herzogin auch den Schwierigsten und Anspruchvollsten nichts zu wünschen übrig.

Als sie den ersten Salon durchschritt, um sich zu Lady Wighmorland zu begeben, erstaunte Georg, der sich auf ihrem Wege befand, über den auffallenden Contrast zwischen dem jungfräulichen Ausdruck der Züge der schönen Spanierin und dem kecken und leidenschaftlichen Blick ihrer großen, blauen Augen.

„Es ist etwas Ungewöhnliches in dieser Frau," dachte er bei sich.

Dann in den Spielsaal tretend, fand er, wie er erwartet hatte, den Vicomte von Sanluces und den Lord William Stloobomby.

Der Erstere war eben in vollem Glücke bei einer Partie Bomblette.

Er wechselte einen Blick des Einverständnisses mit d'Entragues und sagte: Ich münze Geld.

Lord William saß beim Ecarté und hatte eben die achtzehnte Partie verloren.

Er erhob sich und nahm d'Entragues Arm, den er eben bemerkt hatte.

„Nun?“ fragte ihn Georg, habe ich recht gethan Sie an meiner Stelle durch Sanluces vorstellen zu lassen?

„Durchaus!“ antwortete der Engländer.

„Wie viel?“

„Zwölftausend.“

„Bah!“

Die reine Wahrheit, wie ich die Ehre hatte Ihnen bereits zu versichern. Ich hätte noch fortfahren können, aber das wäre nicht weise gewesen.

„Bravo! mein lieber Lord!“

Dies Alles war, wie man sich leicht denken kann, von den beiden Collegen mit leiser Stimme gesprochen worden. Jetzt fuhr Georg laut fort:

„Macht es Ihnen Vergnügen, mein Freund, mit mir einen Gang durch die Säle zu machen?“

„Gewiß.“

„Sie werden das Wunder der Gesellschaft sehen.“

„Ach! wie so?“

„Eine einzige Schönheit!“

„Nun?“

„Eine Spanierin.“

„Ach! ohne Zweifel, die Herzogin von Sandoval; man sprach um mich her von ihr, aber ich war zu sehr von meinem Spiel in Anspruch genommen, um dem, was man sagt, eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken.“

So plaudernd hatten die beiden Freunde, oder vielmehr, die beiden Verbündeten die Thür des Spielsaals erreicht.

Sie wollten eben hinaustreten, als eine Dame am Eingange erschien.

Diese Dame war die Herzogin von Sandoval.

Georg, der voranging, trat zur Seite, um sie vorüber zu lassen, so daß sie sich eine Secunde lang dem Lord William Stloobomby gegenüber befand.

Während dieser Secunde kreuzten sich die Blicke der Spanierin und des Engländers.

Die Herzogin schauderte zusammen, ihre Stirn bedeckte sich mit tödtlicher Blässe, ihre Lippen wurden weiß und sie sank besinnungslos in die Arme von drei oder vier Personen, welche bei den ersten Anzeichen dieses Unwohlseins sich beeilten ihr beizuspringen.

Georg, der sogleich vermuthete, daß dieser Ohnmacht eine außergewöhnliche Ursache zum Grunde liegen müsse, warf einen fragenden Blick auf Lord Stloobomby.

Er war ebenfalls bleich und schien in heftiger Bewegung.

Man trug die noch immer bewußtlose Herzogin in das Zimmer der Lady Wighmorland.

Was Lord William Stloobomby anbetrifft, so verließ er den Ball nach wenigen Minuten und begab sich in seine Wohnung, wo er bald von d'Entragues aufgesucht wurde, dessen Neugierde im höchsten Grade rege gemacht war.

Georg hatte noch nicht fünf Minuten den Ball der Lady Wighmorland verlassen, als der Thürsteher die beiden folgenden Namen verkündete:

„Se. Excellenz, der Fürst von Falkenberg und Se. Hoheit, der Starost von Lublinitzki."

Wir werden später die Bekanntschaft dieser beiden vornehmen Fremden machen, die uns Beide bereits nicht ganz unbekannt sind; für den Augenblick kehren wir jedoch zu Georg d'Entragues und Lord William Stloobomby zurück.

„Sie werden mir, wie ich hoffe, die Ursache dieses auffallenden und unbegreiflichen Ereignisses mittheilen," sagte Georg. „In unserer gegenseitigen Stellung dürfen wir keine Geheimnisse vor einander haben... unsere Statuten sind in dieser Beziehung bestimmt."

„Sie sollen morgen Alles erfahren," antwortete der junge Engländer.

„Weshalb morgen? Weshalb nicht sogleich."

„Bestehen Sie nicht darauf … ich bitte Sie, mein lieber d'Entragues. Morgen werden Sie begreifen, welche Unordnung jetzt meine Gedanken beherrschen. Lassen Sie mich jetzt allein und haben Sie einige Stunden Geduld! Sie werden es nicht zu bereuen haben.“

„Gut, mein Theurer; aber morgen gewiß! ich werde Ihnen keine längere Zögerung gestatten.“

Und Georg zog sich zurück.

Am anderen Morgen überreichte ihm sein Kammerdiener ein voluminöses Packet mit der Aufschrift:

„An den Herrn Grafen d'Entragues von Seiten Lord William Stloobomby.“

Georg zerriß das Couvert; es enthielt ein ziemlich starkes Manuscript.

„Ach! Ach! Ich werde Alles erfahren!“

Und er warf sich in seinen Fauteuil, zündete seine Cigarre an und begann die Lectüre.

Wir werden in den folgenden Kapiteln das Manuscript des Lord William Stloobomby mittheilen und nur dasjenige auslassen, was uns für das Interesse oder das Verständniß unserer Geschichte überflüssig erscheint.

Prolog.

Das dem Grafen d'Entragues von Lord William Stloobomby übersandte Manuscript begann also:

„Es war an einem der schönsten Tage gegen das Ende des Jahres **1840**.

„Das Dampfschiff Winkelried durchschnitt in majestätischem Fluge die glänzenden und friedlichen Wogen des Genfersees, und näherte sich Genf, graziös wie ein Schwan und leicht wie die Schwalbe, welche mit der Spitze ihres Flügels die Wellen berührte, welche der Kiel des Dampfbootes hinter sich aufschäumen machte.

„Niemals war der Himmel reiner, die Fluth durchsichtiger, die Luft milder und duftiger gewesen.

„Seit geraumer Zeit schon sahen die zahlreichen Passagiere auf dem Verdeck des Winkelried sich in der Ferne die Stadt mit ihren Quais von blendender Weiße und ihrem Amphitheater alter grauer Häuser erheben.

„Bald traten die Gegenstände deutlicher hervor, die Thürme von Saint=Pierre, diese Thürme, welche der Physiognomie von Genf einen so eigenthümlichen Charakter verleihen, begannen sich aus der Masse der sie umgebenden Dächer zu erheben.

„Dann konnte man die Fenster der an den Quais erbauten Häuser zählen und die gigantischen Bogen der Brücke von Bergen unterscheiden.

„Endlich erblickte man unter ihrem grünen Dome die Statue des traurigen Jean=Jacques, dieses Philosophen, der niemals seinen Hochmuth zu besiegen vermochte.

„Einige Augenblicke peitschte der Winkelried noch die durchsichtigen Fluthen des Sees mit seinen schäumenden Rädern, dann öffnete sich das Ventil, der Rauchfang ächzte und brüllte, Wolken von Dampf und Rauch erhoben sich in die Luft, und dem Steuer gehorchend, hielt das Dampfschiff wie ein gut dressirtes Pferd.

„Unter den Passagieren, welche der Winkelried nach Genf gebracht hatte, befand sich ein junger Mann, der seit Lausanne, auf die Brüstung des Verdeckes gelehnt, mit Augen und Seele die prachtvollen Umgebungen des Sees angeschaut hatte.

„Der Anblick dieser Natur, so majestätisch und so

lieblich zugleich, schien sein inneres Leben erhöht und seine Fähigkeiten verdoppelt zu haben.

„Dieser junge Mann war von mittlerer Größe, schmächtig und jener eleganten Haltung, welche den Mann aus edlem Geschlechte charakterisirt, und welche der Commis-Voyageur niemals nachahmen können wird. Er mochte etwa sein zwanzigstes Jahr erreicht haben.

„Sein Gesicht, ein wenig langes Oval, war bleich, aber nicht von jener krankhaften Blässe, die eine schwache Gesundheit, oder vielleicht frühzeitige Ausschweifung anzeigt. Man fühlte, daß noch fluthendes Leben unter dieser durchsichtigen und weißen Haut wogte. Der Blick zeigte Sanftmuh und Güte mit einer leichten Färbung von Unentschlossenheit, ein Beweis, daß die Seele noch nicht ganz ihre erste und ursprüngliche Reinheit verloren hatte.

„Ein feiner, blonder Schnauzbart, mit einem Spitzbarte, ähnlich denjenigen, die man fast auf allen männlichen Portraits Van Dycks bemerkt, verliehen diesem Kopfe den Ausdruck einer ein wenig pretentiösen Regelmäßigkeit, welche man geneigt ist, den Physiognomien der Künstler und Dichter zu ertheilen.

„Der junge Mann, von dem wir jetzt sprechen, war jedoch weder das eine noch das andere.

„Allerdings machte er in seinen verlorenen Augenblicken Verse, dem Naturgesetz gehorchend, nach dem alle schmächtigen und bleichen Jünglinge von achtzehn

Jahren eine gewisse Anzahl mehr oder weniger tönender Verse in die Welt setzen.

„Er war Engländer, träumerisch, geschäftslos, Herr eines mittelmäßigen Vermögens, von dem bereits ein Theil durch vierjährige Reisen durch Europa geschwunden war. Da er nichts Besseres zu thun wußte, so war er nach Genf gereis't, um einige Monate an den Ufern des Sees zu angeln und den geschichtlichen Vorlesungen des Herrn Simonde de Sismondi zuzuhören. Sicher kann es keine sittlichere Art und Weise geben, seine Zeit zuzubringen, als mit diesen beiden Beschäftigungen.

„Dieser junge Mann hieß Lord William *** und stammte aus einer der alten englischen Familien, die ihren Stolz darein setzen, von den alten Eroberern der Vergangenheit abzustammen und mit den Unterdrückern der Gegenwart gemeinschaftliche Sache zu machen.

„In Genf, wie überall, wo Dampfschiffe landen, versammeln sich am Landungsplatze eine Menge von Trägern und Commissionairen, die, sobald das Schiff den Steg berührt, einen siegreichen Angriff auf das Gepäck der Reisenden unternehmen.

„Sehr häufig bemächtigen sich diese nur wenig civilisirten Beduinen mit Gewalt Eurer Bagage und

führen Euch überall hin, nur nicht dahin, wohin Ihr wollt.

„Der Winkelried und unser junger Reisender vermochten diesem allgemeinen Geschick nicht zu entgehen, ein Träger bemächtigte sich der Bagage des Engländers und lud sie mit dem festen Willen auf seine Schultern, den Ankömmling in das Hotel du Lac zu führen, während dieser im Gegentheil in das Hotel zur Krone wollte, einem der besten in Genf.

„In dem Augenblicke, wo William, auf festem Boden angelangt, in eine lebhafte Discussion gerathen war, ging eine junge Frau am Quai entlang, in geringer Entfernung an dem Engländer vorüber, betrachtete ihn und drehte sich im Weitergehen noch zweimal nach ihm um.

„Dieses kleine Manöver machte einige junge Leute lachen und erregte die Entrüstung einiger fünf oder sechs Momiers, protestantischer Fanatiker, trostlos über die Blicke der großen Hure von Babylon, ein im puritanischen Genf üblicher Ausdruck.

„William, zugleich vom Streit mit seinem Faschino und der Verpflichtung in Anspruch genommen, seinen Paß dem Beamten der republikanischen Stadt zu überantworten, hatte die Reize dieser jungen Frau nicht bemerkt.

„Prachtvolles, goldenes Haar umfloß in langen, üppigen Locken ein rosiges, graziöses, eigensinniges und herausforderndes Gesicht.

„Ein spöttischer, sinnlicher Mund, roth wie die Blüthe der Granate, ließ, halb geöffnet, zwei Reihen weißer, kleiner Zähne, wie Perlen von weißem Wasser, sehen.

„Lange durchsichtige Lider verschleierten momentweise ihre großen, blauen, schwimmenden Augen.

„Durch ihre feinen Wimpern strahlte zuweilen, schnell wie ein Blitz, ein zugleich feuchter und brennender Blick, geistreich, wie die heitere Koketterie, und zärtlich, wie die erste Liebe.

„Ein Kleid von perlgrauer Seide, mit Streifen von mattem Violett, umschloß ihre feine, geschmeidige, untadelhafte Taille und ließ die reichen Conturen einer Büste von idealer Vollkommenheit erkennen.

„Ihr Fuß war reizend, ihre Hand von rein aristokratischer Form.

„Um das Bild dieser jungen Frau zu vollenden, fügen wir noch hinzu, daß ihr Gang und ihr ganzes Wesen die unbeschreibliche Grazie und den unaussprechlichen Zauber offenbarten, welche das Herz zittern machen und die Einbildungskraft mit phantastischen Träumen erfüllen.

„Sie hieß Danaë.

„Wir sagten bereits, daß Lord William sie nicht bemerkt hatte. Reisende Engländer nehmen in der Regel von den Frauen keine Notiz, bevor sie nicht Zeit ge-

habt haben, sich in ihrem Gasthof zu kämmen, zu parfümiren, zu bürsten und zu speisen.

„Lord William hatte sich also, Sieger in seinem Streit mit dem Kofferträger, behaglich in dem ausgezeichneten Hotel zur Krone eingerichtet.

„Er war noch nicht acht Tage in Genf, als er sich entsetzlich langweilte, denn er hatte bereits eine Forelle im See gefangen und zweimal den Vorlesungen des Herrn Simonde de Sismondi beigewohnt.

„William dachte also daran, entweder nach Paris, nach Neapel oder nach Baden zurückzukehren.

„Er machte eben seine Vorbereitungen zur Abreise, als ein italienischer Künstler, ein talentvoller Bildhauer, ein Signor Giorgione, im Hotel zur Krone abstieg.

„Giorgione war ein Mann von ungefähr funfzig Jahren.

„Er mußte in seiner Jugend auffallend schön gewesen sein, und obwohl die Fatiguen und Aufregungen eines stürmischen Lebens ihn vorzeitig abgenützt hatten, so hatte er doch in seiner ganzen Erscheinung Adel und Grazie bewahrt.

„Noch immer blitzte das düstere Feuer der Leidenschaft aus seinen großen, schwarzen Augen, die von

einem blauen Halbkreis umgeben waren und auf seiner kahlen Stirn thronte ein mächtiger Geist.

„Er sprach das Französische eben so gut, als das Italienische. Er hatte lange in Paris gelebt und kehrte zur Zeit der jährlichen Ausstellungen stets wieder dahin zurück. Auf einer dieser Reisen hatte er die Bekanntschaft des Lord William gemacht.

„Giorgione war von liebenswürdigem und umgänglichem Charakter. William, über dieses Wiedersehen erfreut, erneute die Bekannschaft, und verschob seine Abreise.

„Mehr als einmal schon war der Italiener in Genf gewesen, dessen Sitten, Künstler und vornehmste Einwohner er kannte. Er wurde für den unzufriedenen William ein nützlicher und amüsanter Cicerone.

„Sie besuchten gemeinschaftlich das Atelier von Diday, des feinen und genialen Landschaftsmalers, das seines Schülers und Nebenbuhlers, des großartigeren und poetischeren, wenn auch weniger gewandten Calome.

„Sie durchstreiften zusammen die entzückende Umgegend der Stadt und besuchten die wöchentlichen Gesellschaften dieser steifen Männer und dieser eingehüllten und frömmelnden Frauen, die man Genfer und Genferinnen nennt

„Bald wurde die Verbindung von Giorgione und William zu wahrhafter Freundschaft.

„Sceptisch, wie jeder Mensch sein muß, der Sei-

nesgleichen kennen gelernt hat, liebte es Giorgione, die schönen Träume und naiven Illusionen Williams mit spöttischen Worten zu zerstören.

„Der Letztere, dessen Herz fast noch neu, dessen Phantasie keusch war, hörte die Reden des Künstlers, ohne daran zu glauben, als geistvolle Paradoxen an.

„— Sie haben also viel gelitten, um so vollständig entzaubert zu sein? fragte er zuweilen den Künstler.

„— Nein, antwortete Giorgione, — ich habe nicht gelitten: ich bin nur alt geworden.

„— Nun? . . .

„— Warten Sie, mein Freund; warten Sie, bis die Erfahrung ihre Stirn gerunzelt hat, bis Ihr Haar, jetzt so golden und schön, sich silbern zu färben beginnt . . . Warten Sie, bis Sie mein Alter erreicht haben, und Sie werden gesehen haben, ob man an irgend etwas in dieser Welt glauben darf.

„— Glauben ist süß, ich weiß es; aber wenn man die Menschen kennen gelernt hat, so wird man zweifelhaft an Allem, was man nicht mit seinen Sinnen wahrgenommen hat und selbst daran zweifelt man noch.

„— Wo Sie heute Tugend zu sehen glauben, werden Sie im Alter Heuchelei erblicken.

„— Sie werden sagen: Welche Treulosigkeit verbirgt dieses Lächeln; welcher Schmerz verbirgt sich hinter dieser erheuchelten Freude.

„— Sie werden hinter der von Traurigkeit überschleierten Stirn des Sohnes am Todtenbett seines Vaters gemeine Habgier entdecken.

„— In den Zärtlichkeiten der Mutter und Tochter werden Sie den Keim künftiger Nebenbuhlerschaft ahnen.

„— Durchblättern Sie die Vergangenheit aller Philomons und Baucis, welche uns Schafsköpfe als Ideale häuslichen Glücks aufstellen, was werden Sie finden? Einen vergeßlichen Henker und ein resignirtes Opfer, oder Streit und Zank, welche keinen Lärm gemacht haben, weil sie unter der schmählichen Sauvegarde eines gegenseitigen Vertrags stattfanden.

„— Welche Frau hätte nicht eine andere Liebe im Herzen gehabt, als zu dem, den zu lieben sie gezwungen und verpflichet ist?

„— Welcher Mann würde die Caprice einer Stunde für eine Untreue halten?

„— Welches junge Mädchen hat am Hochzeitstage ihr Herz zum ersten Male schlagen gefühlt?

„Wo ist nicht Berechnung? Wo ist nicht Hinterlist? Wo nicht Egoismus, die einzige wahre und unerreichbare Leidenschaft?

„— Sie, mein Freund, wenn eine Frau die beiden harmonischen Wörtchen in Ihr Ohr flüstert: ich liebe Dich . . . Sie werden berauscht sein, Sie wer-

den so viel Freude im Herzen haben, daß kein Zweifel daneben stattfinden kann.

„— Und wenn die Stunde der Täuschung kommt, wird die nicht bitter sein?

„— Wohlan! Ich, wenn man an mich Worte der Liebe richtet, ich höre sie an, aber ich glaube nicht daran.

„— Ich genieße das Leben, wie ein Schauspieler sich an dem Stücke amüsirt, in dem er eine Rolle spielt . . . wenn sie nämlich amüsant ist. Nichts endigt für mich mit einer Täuschung, weil ich nicht damit anfange, mir Illusionen zu machen.

„— Ein Irrthum, den ich lange gehabt habe, war der, daß der Haß eine wahre und dauernde Leidenschaft sei. Aber auch darin täuschte ich mich; er ist ohnmächtig und entflieht wie die anderen. Man preis't sich glücklich zu hassen und man haßt nicht, weil es auf die Länge eben so ermüdend wird, als die Liebe.

„So sprach Giorgione.

„— Ich beklage Sie aufrichtig, antwortete der arme William consternirt.

„— Oh, beklagen Sie mich nicht, beneiden Sie mich vielmehr. Uebrigens beunruhige ich mich Ihretwegen nicht, Sie besitzen Alles, um eines Tages so zu werden, wie ich seit langer Zeit bin.

„— Ich denke das nicht.

„— Sie werden es sehen.

„— Ich mag es nicht sehen.

„— Sie werden dadurch nur um so glücklicher sein.

„— Und wenn ich dieses Glück von mir stoße?

„— Sie werden trotzdem dahin kommen . . . und wenn Sie dahin gekommen sind, werden Sie sich voller Verwunderung fragen, wie Sie haben glauben können.

„Und an jedem Tage verschwand unter dem eisigen Hauch des Scepticismus Giorgione's eine der Illusionen und ein Theil der Glaubensfähigkeit Williams."

Die Courtisane.

„Eine Courtisane!

„Weiß man, was für ein bizarres, fast unbegreifliches Wesen mit diesem Worte bezeichnet wird, mit diesem Worte, reizvoll, wie das Vergnügen und düster, wie die Schande?

„Sie, denen das Schicksal eine ruhige geordnete Existenz, voll der reinen und süßen Freuden des Familienlebens, beschieden hat; Sie, deren Tage friedlich unter den Träumen einer keuschen Liebe entfliehen: haben Sie jemals auch nur eine Ahnung von dem Leben und der Natur der thörichten und sorglosen Frauen gehabt, die man im heidnischen Rom mit dem energischen Namen der Wölfin bezeichnete?

„Wissen Sie, was für reizende und infame, bald reiche, bald arme, fast immer habsüchtige, ja zuweilen doch so verschwenderische und großmüthige Geschöpfe es sind, die Courtisanen?

„Kennen Sie diese schönen und verlorenen Wesen, welche den Jünglingen ihre unkeuschen Küsse für schmachvolle Huldigungen geben, und von welchen reiche Greise gegen Gold erlogene Schmeicheleien eintauschen?

„Wenn Sie die Geschichte der Ninon, welche die Herren zu ihren Füßen liegen sah, wenn Sie die schöne Imperia vergessen und niemals über die Existenz der Phrynen, der Laïs und der Rhodopen, dieser Frauen von fast fabelhaftem Vermögen, nachgedacht haben, so können wir vielleicht auf dieser Seite ein Seitenstück an Ihren Augen vorüberführen.

„Danaë, die reizende Frau mit dem goldenen Haar, war eine Courtisane.

„Aber wenn sie durch gewisse Eigenschaften ihres Charakters und ihrer Organisation zu diesen gehörte, so unterschied sie sich wieder durch viele andere von ihnen.

„Dies versetzt uns in die Nothwendigkeit, in einigen Zügen ihr geistiges und moralisches Bild zu entwerfen, wie wir im vorigen Kapitel ihr Aeußeres beschrieben haben. Wollten wir dies unterlassen, so würde man uns auf jeder Seite eines Widerspruchs beschuldigen.

„Diese Widersprüche existiren, aber sie sind im Charakter unserer Heldin begründet und wir übernehmen insofern wenigstens die Verantwortlichkeit, als wir unseren Lesern die Versicherung geben können, daß wir

nur ganz einfach die Erzähler einer Geschichte sind, die in allen ihren Einzelnheiten wörtlich geschehen ist.

„Man wird uns sagen: das ist unwahrscheinlich.

„Wir werden antworten: es ist wahr.

„Kehren wir zu Danaë zurück.

„Sie war Courtisane, weil sie sich ohne Schaam und ohne Zügel ihren stürmischen Leidenschaften überließ.

„Sie war es nicht, weil, obwohl sie käuflich war, niemals ein ihr Gleichgültiger ein Liebeswort von ihr erhielt.

„Sie liebte schnell, sie liebte glühend, aber ihre Zärtlichkeit war nur von ephemerer Dauer: sie war ein Orkan, der Alles niederwarf, um einige Stunden allein zu herrschen.

„Drei Saiten allein vibrirten bei ihr: Liebe, Haß und Verachtung; sie hatte niemals die Freundschaft begriffen.

„Dieser Charakter war seltsam: war er es immer gewesen? der Verlauf unserer Geschichte wird es uns lehren.

„Ungefähr zwei Jahre vor den Scenen, die wir jetzt erzählen vollen, war Danaë, sagte man, krank gewesen. Während ihrer Genesung, die sehr lange währte, hatte sie Niemand gesehen. Als sie wieder erschien, war Jeder, mit vollem Rechte, über ihre Veränderung erstaunt.

„Ihre Schönheit war unverändert geblieben, aber

ihr Charakter hatte nichts mehr von dem, was ihn einige Monate früher ausgezeichnet hatte.

„Sie schien viel vergessen zu haben, und diejenigen, welche sie seit lange gekannt hatten, fragten sich, ob das dieselbe Frau sei, um welche sie so lange in Unruhe gelebt.

„Ihre Stimme war harmonischer, ihre Rede eleganter geworden; aber die eine war lauter, die andere gebieterischer geworden.

„Ihre Manieren hatten, im Vergleich zu ihrer früheren Einfachheit, eine hervorstechende Etourderie angenommen; ihre einst so ruhigen Blicke glänzten vom Feuer der Leidenschaften, die selten im eisigen Herzen der Genferinnen glühen.

„Die Personen, die früher in näherer Verbindung mit ihr gestanden, glaubten fast, daß ihre Krankheit nachtheilig auf ihren Geist eingewirkt habe, denn Danaë, von der man niemals gewußt hatte, daß sie Feinde habe, schien unaufhörlich unter dem Alpdruck einer entsetzlichen Furcht zu stehen. Man sah sie zittern, erbleichen, sich beunruhigen und sie trug ganz offen am Gürtel ihres Kleides, in einer goldenen, reich ciselirten Scheide, ein kleines Stilet, glänzend, wie ein Geschmeide, aber scharf und spitz wie eine Nadel.

„Zwei junge Mädchen, im Dienste Danaëns, waren vor ihrer Krankheit entlassen worden und nicht einen Tag länger in Genf geblieben.

„Von diesem Tage an hatte Danaë nur eine alte Frau zu ihrer Bedienung behalten, die man an ihrem Accent als eine Fremde erkannte.

„In der That war diese Alte eine Italienerin und hieß Mattea.

„Ein Monat war seit der Ankunft des jungen Lord William *** in Genf verflossen, der sich schon seit vierzehn Tagen langweilte, wie wir bereits im vorigen Kapitel mitgetheilt haben.

„Es war um zehn Uhr des Morgens.

„Wir befinden uns in einem luxuriös möblirten Zimmer mittlerer Größe.

„Vorhänge von rothem Damast verhüllten die Fenster des Zimmers und erhielten in demselben ein wollüstiges Halbdunkel.

„Ein großer Teppich, mit hellfarbigen, großen Rosetten, bedeckte den Boden und schien durch seine Weichheit zur Entkleidung der Füße einzuladen. Weiche und niedrige Lehnstühle, breite Divans verriethen den Hang der Besitzerin dieses mysteriösen Ortes zu wollüstiger Träumerei. Die Wände waren mit einem Seidenstoffe, ähnlich dem der Vorhänge, bekleidet.

„In dem Augenblicke wo die Pendule die zehnte Stunde verkündete, vernahm man hinter den Vorhängen

des Bettes eine leichte Bewegung und einen harmonischen Seufzer.

„Dann erhob eine feine, weiße, kleine Hand die dunklen Draperien der Damastvorhänge und man sah eine junge Frau auf ihren Ellenbogen gestützt, deren halbgeöffnete Augen sich schlaftrunken umschauten.

„Diese junge Frau war Danaë.

„Sie erhob sich von ihrem Lager, streckte graziös einen ihrer Arme aus, und ergriff ein silberne Glocke, die vor ihr auf dem Nachttische lag.

„Kaum war das Glöckchen erklungen, als Mattea, die alte italienische Kammerfrau, in das Zimmer trat.

„— Madame hat geschellt? sagte sie, sich mit dem geräuschlosen Schritte einer experimentirenden Katze nähernd.

„— Oeffnen Sie die Vorhänge und zünden Sie ein wenig Feuer an, wenn das Wetter unfreundlich ist.

„— Das Wetter ist schön.

„— Nun, so öffnen Sie die Vorhänge!

„— Madame wissen, daß es erst Zehn geschlagen hat?

„— Ja, machen Sie schnell! Ich will aufstehen!

„Die Kammerfrau beeilte sich, die Vorhänge zu öffnen, und sogleich strömten Fluthen von Licht in das Zimmer und beleuchteten ein prachtvolles Tableaux.

„Danaë, noch immer auf ihrem Bette, hatte den Ellenbogen auf das Kopfkissen gestützt, dessen blendend

weiße Spitzen weniger weiß waren, als ihr nackender Arm.

„Während des Schlafes war das Knöpfchen von Saphir, welches ihr Hemd vom feinsten Battist auf der Brust zusammenhielt, aufgegangen und man erblickte ihren reizenden Busen und ihre vollendeten Schultern, über welche, wie lange Goldfranzen, die glänzenden Locken ihres Haares herabfielen.

„Niemand kann sich eine Idee von dem Reize und der Grazie dieser wollüstigen Attitüde Danaëns machen, denn nichts kommt der vollendeten Schönheit gleich, die sie, ohne daran zu denken, enthüllte. Ihre halbgeschlossenen Augen verrathen eine wollüstige Müdigkeit, und ihr reizender Mund scheint, halb geöffnet, die süßen Träume zu belächeln, welche der Traumgott während der Nacht über ihr Lager hingeführt hat.

„Nachdem die alte Mattea die Vorhänge geöffnet, näherte sie sich dem Bett ihrer Gebieterin und blieb in einer Stellung stehen, als erwarte sie einen Befehl.

„— Kleiden Sie mich an, sagte Danaë.

„Und mit der Leichtigkeit eines Rehes, das aus seinem Lager aufspringt, das Bett verlassend, setzte sie ihre zarten Füßchen in goldgestickte Sammetpantoffeln und eilte, sich auf einem der Divans niederzulassen, deren kräftige Schwungfedern sie emporschnellen machten.

„Dann zog sie über ihr feines, glattes und durchsichtiges Bein, perlgraue seidene Strümpfe, deren be-

wunderungswürdige Feinheit den rosigen Teint durchschimmern ließ.

„Dann erhob sich Danae, warf einen Mantel von himmelblauem Cachemir über ihre Schultern, und sich in einen Lehnstuhl niederfallen lassend, beugte sie das Haupt, um ihr prachtvolles Haar den Händen der alten Mattea zu überlassen.

„Die alte Kammerfrau nahm die langen Strähne, trennte sie, vereinigte sie wieder und legte sie endlich in breiten Flechten um das Haupt der Gebieterin.

„Danae, ihrem Spiegel gegenübersitzend, lächelte mehr als einmal über ihre Schönheit, während sie zugleich mit einem Auge ein Journal durchflog, das vor ihr aufgeschlagen lag.

„— Mattea! sagte sie plötzlich, das Journal ergreifend und über ihren Kopf weit von sich werfend.

„— Madame? antwortete die Alte, eine letzte Nadel befestigend.

„— Vor ungefähr einem Monat kam ein junger Mann hier an.

„— Ja, Madame, das heißt, es werden wahrscheinlich wohl mehrere hier angekommen sein.

„— Das ist gleichgiltig . . . derjenige, von dem ich spreche, ist sehr hübsch.

„— Er muß es wohl sein, weil sonst Madame ihn nicht bemerkt haben würde.

„— Wollen Sie mir das Vergnügen machen, mich ohne Unterbrechung ausreden zu lassen?

„— Ich schweige, Madame, ich schweige.

„— Dieser junge Mann ist schlank, blaß und blond; er trägt gewöhnlich einen dunkelgrünen Ueberrock, einen Hut von eleganter Façon, wie man sie in dieser Quäkerstadt nicht findet, und hat stets einen kleinen Stock mit goldenem Knopf in der Hand.

„— Ja, Madame.

„— Ich habe ihm öfter begegnet und weiß, daß er im Hotel zur Krone logirt, denn ich habe ihn stets dort hineingehen sehen.

„— Nun, Madame?

„— Ich will seinen Namen und die wahrscheinliche Dauer seines Aufenthalts in Genf wissen! . . . das ist möglich, nicht wahr?

„— Wenn Madame ihr Gedächtniß befragen will, antwortete die Alte mit einem Ausdruck verwundeten Stolzes, — so werden Sie sich viel schwierigerer Entdeckungen, als dieser, erinnern. So fand ich z. B. in Rom, vermittelst einer neapolitanischen Dame, die Spuren eines jungen Mannes, den Sie nur einmal gesehen hatten, und dessen Name Ihnen ebensowenig bekannt war. In Mailand wußte ich durch einen alten Cardinal einen kleinen wandernden Maccaronihändler aufzuspüren, welchen der heilige Mann nur einmal aus der

Tiefe seines Wagens bemerkt hatte. In Florenz eine russische Prinzessin von achtzehn Jahren . . .“

„— Es ist gut, es ist gut, Mattea, unterbrach sie Danae, — ich bezweifle Dein Spürtalent nicht, aber das, was Du gethan hast, interessirt mich sehr wenig im Vergleich zu dem, was Du thun sollst...

„— O, ich sagte es nur, weil Madame mich durch die Frage erniedrigen, antwortete die Alte, wie die leibhaftige Duenna der komischen Oper, — ob es möglich sei, diesen jungen Mann aufzufinden und seinen Namen zu erfahren! Das A-B-C des Metiers... Ah! Madame!

„Dieses Ah! Madame! wurde mit einem bewunderungswürdigen Ausdrucke verletzter Würde und bitterer Betrübtheit über die menschliche Ungerechtigkeit ausgesprochen.

„— Ich lasse allen Deinen Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren, meine gute Mattea, antwortete Danae. — Ja, Du bist eine gewandte, kostbare, unvergleichliche Frau! . . . Aber jetzt gehe! gehe sogleich und kehre so schnell als möglich zurück.

„— Ich fliege!

„Die alte Frau lös'te die Bänder ihrer Schürze und schickte sich an, zu gehen; aber sie kehrte wieder um und setzte sich Danae, mit der Miene einer zur Vertrauten erhobenen Dienerin, gegenüber.

„— Nun, Sie sind noch nicht fort? fragte die junge Frau mit ungeduldiger Strenge.

„— Ich hatte Madame vorher eine Frage vorzulegen . . .

„— Nun? beeilen Sie sich.

„— Lieben Sie diesen jungen Mann?

„— Welchen jungen Mann? fragte Danae zerstreut, oder es wenigstens scheinen wollend.

„— Ueber den ich Nachrichten einziehen soll.

„— Ob ich ihn liebe? nein . . . ich weiß nicht recht . . .

„— Aber wozu dann? . . .

„— Er hat etwas, das mir gefällt, antwortete Danae.

„Mattea drehte sich auf den Absätzen um, und ging, ohne weiter zu fragen; sie wußte, was sie wissen wollte.

„— Sehr gut! Sehr gut! sagte sie, sich auf den Weg machend . . . es ist keine Leidenschaft, sondern eine Caprice . . . das ist mir lieber . . . dabei ist doppelt zu verdienen.

„Danae, allein geblieben, brachte die drei Viertelstunden, bis zur Rückkehr der Alten, in einer halb schmachtenden, halb unruhigen Stimmung zu, d. h. in einem Zustande, welcher die Mitte zwischen langer Weile und Aufregung hielt.

„Endlich trat Mattea wieder ein.

„— Nun, was bringen Sie? fragte Danae, mit einer Lebhaftigkeit, die ihre Unruhe verrieth.

„— Wohlan! antwortete die Alte, heftig athmend, mit einer Art triumphirenden Hochmuths: — das Geschäft ist abgemacht.

„— Dann berichten Sie und ohne Vorrede; Sie wissen, ich liebe das nicht.

„— Lassen Sie mich nur erst zu Athem kommen; ich bin weit und sehr schnell gelaufen.

„Und Mattea zögerte von Neuem; sie versuchte die Heftigkeit der Caprice ihrer Gebieterin.

„— Ich warte! rief diese ärgerlich, mit dem Fuße stampfend.

„Die Italienerin trieb ihren Versuch nicht weiter, sie wußte, daß Danae nicht ungestraft mit sich scherzen ließ.

„Sie begann also mit außerordentlicher Zungengeläufigkeit und sagte:

„— Er ist Engländer, zwanzig Jahre alt, scheint ziemlich reich, hat die Absicht, noch einige Zeit in Genf zu verweilen und heißt Lord William ***. Er ist ein Milord, Madame.

„— Es ist gut! antwortete Danae, — geben Sie mir mein Schreibzeug.

„Mattea beeilte sich, zu gehorchen, und bald hatte Danae einige Zeilen auf ein Blatt stark parfümirtes Papier geschrieben. Sie verschloß den Brief in einen

Umschlag und gab ihn Mattea mit folgenden Worten:

„— Tragen Sie diesen Brief, ohne eine einzige Minute auf dem Wege zu verlieren, zur Post.

„— Auf die Post! an ihn? fragte die alte Kammerfrau, den Brief betrachtend, der mit der Aufschrift: „An Milord William ***, im Hotel zur Krone“, bezeichnet war. — An ihn? Madame, fuhr sie fort, — und Herr Henry?

„— Er ist auf drei Tage verreis't . . . und außerdem, was thuts? Ich bin meine eigne Herrin, bevor ich die meiner Liebhaber bin!

„— Wie Sie wollen, Madame! Sie sind frei und was ich sagte, sagte ich in Ihrem Interesse.

„— Machen Sie mir das Vergnügen zu schweigen und diesen Brief auf die Post zu tragen, ewige Schwätzerin! rief Danae, deren Geduld zu Ende ging.

„— Ich laufe!

„Und Mattea entschwand von Neuem.

„Danae warf sich auf einen der breiten Divans und schien nach einigen Minuten entschlafen.“

Das Rendezvous.

„An demselben Tage, gegen fünf Uhr Abends, lag Lord William in dem kleinen Salon des Appartements, das er im Gasthof zur Krone bewohnte, in einem weichen Fauteuil am Kaminfeuer und rauchte eine der köstlichen Havannacigarren, die man in Genf verkauft.

„Auf der anderen Seite des Kamins, in ziemlich ähnlicher Situation, sog Giorgione, der träge und geistreiche Künstler mit dem Ernst eines Türken, dicke Rauchwolken aus einer langen Pfeife, deren Rohr mit Goldfäden geschmückt und deren Kopf mit duftendem Latakié gefüllt war.

„Die Conversation war ebensowenig belebt, als picant, wie dies häufig bei Leuten von Geist vorkommt, die sich ennuyiren.

„Ein Diener trat ein und überreichte dem jungen und schönen Engländer einen Brief.

„Dieser erbrach ihn mit vornehmer Nonchalance

und durchlief ihn zuerst mit ziemlicher Gleichgiltigkeit, fing laut an zu lachen und rief, mit den allen Engländern eigenthümlichen Ausdrucke der Verwunderung:

„— Oh!

„— Was haben Sie Neues? fragte Giorgione, erstaunt, daß ein Brief, in welcher Art er auch sein mochte, seinem Freunde zu einer solchen Bewegung Veranlassung geben konnte.

„— Lesen Sie, mein Theurer, antwortete William, Giorgione den Brief überreichend.

„— Einen Brief von einer Frau! sagte verächtlich der Künstler ... — Ich bin nicht neugierig.

„— Lesen Sie doch! antwortete William, auf seinem Kopf bestehend.

Und Giorgione ergriff den Brief und las laut:

„Mein Herr!

„Eine Frau, die man schön findet, hat Sie gesehen und will Ihnen wohl. Haben Sie die Güte, sich heute Abend um acht Uhr von der Rhonestraße, am Eingang der Brücke von Bergen, einzufinden. Eine bejahrte Frau wird Sie dort erwarten und zu Ihnen sagen: Die Sterne glänzen am Himmel. Sie werden ihr antworten: am Himmel und über dem See, und ihr folgen.“

„— Was meinen Sie dazu? sagte William.

„— Daß es ganz romantisch ist!

„— Das scheint mir auch so.

„— Und Sie werden gehen?

„— Ja,

„— Kind!

„— Kind! weshalb, wenn ich bitten darf?

„— Weil nicht einmal ein Gedanke von Mißtrauen und Zweifel bei einer Sache in Ihnen auftaucht, die Ihnen, bei ruhiger Ueberlegung jedenfalls Mißtrauen einflößen würde.

„— Aber weshalb soll ich hier zweifeln? Was man mir sagt, ist vollkommen klar.

„— Ich bin vom Gegentheil überzeugt.

„— Ich gestehe, daß ich von dem Allen nichts begreife, mein lieber Giorgione!

„— Glauben Sie ernstlich, daß es sich um ein verliebtes Stelldichein handelt?

„— Nach meiner Ansicht kann darüber kein Zweifel sein.

„— Noch einmal: Sie sprechen wie ein Kind. Weshalb kann es nicht ebensogut eine Falle sein? Das ist dagewesen.

„— Eine Falle? Gegen mich? Wie soll ich Feinde in dieser Stadt haben, wo . . .

„— Wo Sie niemals Freunde gehabt haben, unterbrach ihn Giorgione, — das ist wahr genug; aber wer weiß, ob sich nicht das Gerücht verbreitet haben kann, daß Sie stets viel Geld bei sich tragen?

„— Prüfen Sie die Handschrift: es ist augen=

scheinlich die einer Frau und noch dazu einer Frau, die einen gewissen Grad von Bildung besitzt.

„— Darin will ich Ihnen nicht widersprechen.

„— Das ist in Wahrheit sehr glücklich! antwortete ironisch Lord William.

„— Ich gebe Ihnen auch noch zu, fuhr Giorgione fort, — daß Sie hübsch genug sind, um Leidenschaften zu erregen, und daß die Schreiberin verliebt in Sie ist.

„— Außerordentlich gütig, auf meine Ehre . . .

„— Aber ist diese Frau alt oder jung, häßlich oder hübsch? That is the question, wie der unsterbliche Autor des Hamlet sagt, unterbrach Giorgione mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit den jungen Engländer.

„— Ei, zum Teufel! sagte William plötzlich entzaubert.

„— Eine junge und schöne Frau wird Ihre Neigung nicht auf eine solche Weise an den Tag legen.

„— Sie haben recht, sehr recht, mein lieber Giorgione; das wiegt schwer, sehr schwer sogar.

„— Und doch antworteten Sie mir, als ich Sie fragte, ob Sie hingehen würden, ein ganz trockenes ja, als ob mein Zweifel eine Beleidigung gewesen wäre.

„— Ich hatte Unrecht, mein lieber Giorgione, und deshalb werde ich Ihnen in dieser Sache vollständig folgen. Sagen Sie mir also aufrichtig, was ich heute Abend thun soll.

„— Sind Sie fest entschlossen, meinem Rathe zu folgen? Sie wissen, daß das nicht immer der Fall ist, wenn man auch fragt.

„— Auf Edelmanns Wort! Ich werde Ihnen in Allem folgen.

„— Nun, wohlan! So gehen Sie um acht Uhr auf die Brücke von Bergen.

„— Ich werde hingehen.

„— Erwarten Sie die Ihnen im Briefe bezeichnete Person.

„— Ich werde sie erwarten.

„— Fragen Sie dieselbe (wenn überhaupt Jemand erscheint und das Ganze nicht eine bloße Mystification ist) nach dem Namen und der Wohnung der Schreiberin.

„— Ich werde sie gewiß darnach fragen.

„— Und wenn man sich weigert, Ihnen darauf zu antworten, so verweigern Sie Ihrerseits ein weiteres Verfolgen des Abenteuers.

„— Wenn man mir aber im Gegentheil Namen und Adresse der Unbekannten angiebt?

„— Dann finden Sie einen Vorwand das Rendezvous auf Morgen zu verschieben. Vielleicht kenne ich die fragliche Person und auf alle Fälle gewinnen wir Zeit, Nachforschung anzustellen. Wenn die Nachrichten günstig ausfallen, können Sie den Sternen vertrauen, die an diesem Himmel glänzen.

„— Am Himmel und über dem See, fügte William, die geheimnißvolle Parole des Briefes ergänzend, hinzu. — Mein Freund, Ihre Instructionen sollen getreulich befolgt werden.

„— Bemerken Sie wohl, daß Sie auf diese Weise nur gewinnen und nimmer verlieren können, selbst wenn das Billet, wie ich vorhin bemerkte, nur eine Mystification sein sollte.

„Die Meldung, daß das Diner servirt sei, machte der Unterhaltung ein Ende, deren Gegenstand überdies hinlänglich erschöpft war.

„Mit dem Abend kam auch die Stunde des Rendezvous.

„Um acht Uhr, weniger fünf Minuten, erschien William am Eingang der Brücke von Bergen, mit dem Schlage acht Uhr langte auch die alte Mattea an.

„Sie hatten es für schicklich gehalten, sich bei dieser Gelegenheit unter dem Capuchon eines weiten Mantels zu verbergen, der ihre ganze Gestalt verhüllte. So eingemummt, hatte sie mehr als jemals das Ansehen einer der alten Duennas der Comödie, die stets bereit sind, den galanten Herren, oder dem Vorurtheil der Gatten zu dienen.

„Sie näherte sich William und sagte mit einer

Stimme, die sie romantisch klingen zu lassen sich bemühte:

„— Die Sterne glänzen am Himmel!

„Lord William hatte in diesem Augenblicke Mühe, ein lautes Gelächter zu unterdrücken. Es kam ihm vor, als spiele er eine Rolle in irgend einem alten vergessenen Melodram. Glücklicherweise erinnerte er sich, daß er das Stichwort zu ergänzen habe, und antwortete mit so ernster Stimme, als er anzunehmen vermochte:

„— Am Himmel und über dem See.

„— Das geht gut! murmelte die Alte mit sichtbarer Zufriedenheit. — Das geht gut! Und außerdem scheint mir dieser junge Mann, beim Lichte der Straßenlaterne besehen, ein wahrhaft hübscher Bursche! Diesmal hat Madame eine glückliche Hand gehabt. Sie wählt nicht immer so gut.

„Während Mattea diese Worte vor sich hinmurmelte, blieb William unbeweglich stehen. Die Situation, die ihm anfänglich komisch geschienen, kam ihm jetzt mehr als lächerlich vor.

„— Nun, Madame? fragte er nach einem Schweigen von zwei oder drei Secunden.

„— Kommen Sie! antwortete Mattea, die in dem Glauben, daß William ihr folgen werde, bereits einige Schritte an der Richtung der Stadt fortgeschritten war.

„— Wo führen Sie mich hin? fragte der junge Mann, ohne seinen Platz zu verlassen.

„— Wissen Sie das nicht? antwortete die alte Italienerin. — Zu einer Dame.

„— Was ist das für eine Dame?

„— Die Verfasserin des Briefes, der Sie hierherzukommen veranlaßt hat.

„— Ist sie hübsch?

„— Wie die Liebesgöttin. — Man kann sein Leben davon träumen, sie auch nur einmal gesehen zu haben.

„William konnte sich eines ungläubigen Lächelns nicht erwehren. Die Vermuthungen und Verdachtsgründe Giorgione's kamen ihm in's Gedächtniß zurück.

„— Ist sie jung? fügte er hinzu.

„— Zweiundzwanzig Jahre, und das noch nicht einmal...

„— Braun?

„— Nein, blond.

„— Wie das sich gut trifft . . . ich liebe die Blonden!

„— Dann kommen Sie schnell!

„— Ihr Name?

„— Danae.

„— Aber ihr anderer Name?

„— Sie hat keinen andern.

„— Wo wohnt sie?

„Mattea gab die Adresse mit ziemlich schlechter Laune. Alle diese Fragen und Zögerungen schienen sie

ungeduldig und über den Ausgang ihres Handels unruhig zu machen.

„— Ich danke, sagte William.

„— Wollen Sie jetzt mit mir gehen?

„— Heute?

„— Sogleich.

„— Das ist unmöglich!

„— Und weshalb?

„— Weil ich vor dem Empfange des Briefes dieser Dame anderwärts zugesagt habe.

„— Dieses können Sie aufschieben.

„— Ich halte stets mein Wort.

„— Sie wissen nicht, was Sie verlieren.

„— Es wird also für immer verloren sein?

„— Ich fürchte sehr . . .

„— Sehen wir, meine Gute, — Sie werden vielleicht Mittel finden, die Sache mit Ihrer Gebieterin zu arrangiren, denn ich setze voraus, daß Sie im Dienste dieser Dame sind.

„Und mit diesen Worten drückte William der Alten ein Goldstück in die Hand.

„— Ich werde sehen! ich werde sehen! Milord! rief lebhaft Mattea, über die Freigebigkeit des Engländers entzückt. — Aber werden Sie morgen wiederkommen?

„— Ja.

„— Gewiß?

„— Gewiß.

„— Um welche Zeit?

„— Zu derselben Stunde, wie heute... — wenn dies sonst Ihrer Herrin convenirt.

„— Es wird ihr recht sein.

„— Wo werde ich Sie finden?

„— An dieser Stelle... — Ich werde Sie um Punkt acht Uhr erwarten.

„— Gut.

„— Aber lassen Sie mich nicht umsonst wiederkommen.

„— Seien Sie unbesorgt.

„Mattea entfernte sich eilig und William ging zu Giorgione, der ihn am anderen Ende der Brücke, seine Cigarre rauchend und den vorübergehenden Grisetten in's Gesicht schauend, erwartete.

„— Nun? fragte der Künstler mit seiner gewöhnlichen Gleichgiltigkeit, — was giebts Neues?

„— Es war meiner Treu Ernst! antwortete William lächelnd.

„— Thatsache ist, daß Sie Zeit gewonnen haben... — Aber ich bin erstarrt! der Wind vom See ist eisig heute Abend... Nun, was haben Sie erfahren?

„— Sie heißt Danae und wohnt Straße*** Nr. ***.

„Ah! Ah! sagte Giorgione, mit jedesmal anderer Betonung.

„— Sie kennen Sie, zufällig?

„— Parbleu!

„Und er fügte leise hinzu:

„— Ich kenne Sie, ich und Andere!

„— Ist sie in der That das, was man eine hübsche Frau nennt?

„— Reizend! Entzückend!

„— Und was ist Sie?

„— Wie?

„William trillerte, als Zusatz zu seiner Frage, die beiden Verse eines muntern Liedchens, das er auf seiner letzten Reise in Frankreich gehört hatte:

„Bist Du Sylphide oder Portiere,
Oder verkaufst Du Besen vielleicht?“

„— Ich verstehe, antwortete Giorgione: — Sie fragen nach Ihrer Stellung in der Gesellschaft?

„— So ist es.

„— Wozu nützt es, davon zu sprechen?

„— Wozu nützt es, darüber zu schweigen?

„— Sie haben recht; es ist wahr.

„Und Giorgione sagte William, was die schöne und verliebte Danae war.

„— Wenn es so ist, antwortete der junge Inselbewohner, — so werde ich nicht zu diesem Rendezvous gehen.

„— Woher diese plötzliche Veränderung?

„— Weil ich eine Frau nicht mag, die aller Welt gehört.

„— Bilden Sie sich ein, daß Sie es nicht wüßten. — In der Liebe giebt es nur ein Mittel, nicht zum Narren gemacht zu werden, das ist, es freiwillig zu sein.

„— Was wollen Sie, mein Freund? Es ist jedenfalls eine große Kinderei: aber ich bedarf ein wenig der Illusion, um auch nur ein vorübergehendes Vergnügen zu genießen.

„— Ah! Hier ist es unmöglich, sich auch nur die kleinste Illusion zu machen.

„— Sie glauben also nicht, daß Sie ein wenig Liebe für mich hat.

„— Aber, mein Gott, ich habe Ihnen ja bereits zwanzigmal gesagt, wie ich in dieser Beziehung denke. Ich glaube im Allgemeinen nicht an die Liebe einer Frau, und werde sicher zu Gunsten Danaens keine Ausnahme machen.

„— Dann, zum Teufel, weshalb will sie mich sehen... und wie erklären Sie mir dieses Verlangen?

„— Die Frauen erklären zu wollen, mein armer Freund, d. h., sich freiwillig verdammen, sein Leben in Gegenwart der Räthsel der Sphynx zuzubringen. Die Aufrichtigen kennen sich selbst nicht, und die sich selbst kennen, die täuschen uns.

„— Aufrichtig oder betrügerisch, muß diese Frau

doch ein Motiv haben, mich sehen zu wollen, und weil sie mich nicht liebt . . .

„— Ich habe Ihnen nur gerathen, nicht an die Liebe zu glauben, aber Ihnen nicht verboten, an eine Phantasie zu glauben! Eine Laune, mein lieber William! aber ebensowenig dauerhaft, als wahr. Danae hat eine Caprice, eine Laune für Sie, wie sie für einen Schmuck oder eine Schärpe gehabt haben würde. Gestehen Sie, daß dies sehr angenehm ist und uns keine Verbindlichkeit auflade t.

„— Ich finde nichts Anziehendes in dem, was so bald endet.

„— Das ist gerade so, als ob Sie mir sagten, es mache kein Vergnügen, eine Raupe kriechen oder einen Luftballon aufsteigen zu sehen.

„— Lassen Sie uns noch von dieser Danae sprechen!

„— Es scheint mir, daß wir bis jetzt nichts Anderes gethan haben.

„— Vermuthen Sie, daß sie ein Geldinteresse bei diesem unbegreiflichen Schritte hat?

„— Nein, sie hat stets für uninterressirt gegolten. Sie ist sehr schön und ausnehmend galant. Außerdem sagt man, daß sie geistreich sei; ich begreife in Wahrheit nicht, weshalb Sie nicht von ihrem guten Willen profitiren? Glauben Sie mir, mein lieber William, die leichten Vergnügungen sind die einzigen, die man nicht zu theuer bezahlt.

„— Sie werden mich nicht bekehren.

„— Was thut das? Sie werden sich selbst bekehren und schließlich mit mir darin übereinkommen, daß nur das Glück vollständig ist, welches schnell entflieht, nachdem es uns nicht lange hat auf sich warten lassen.

„— Es ist möglich; aber wie ich jetzt noch bin, habe ich nicht Lust, mich zu einer Phantasie der Madame Danae herzugeben, wie schön und geistreich sie auch sein mag.

„— Sie haben Unrecht, mein Lieber . . . aber sprechen wir nicht mehr davon.

„Die beiden Freunde traten in einen Tabakladen, wo sie ausgezeichnete Trabuccos kauften, und dann rauchend in das Hotel zur Krone zurückkehrten."

Ende des vierten Theiles.

Druck der Verlagsbuchdruckerei in Wurzen.